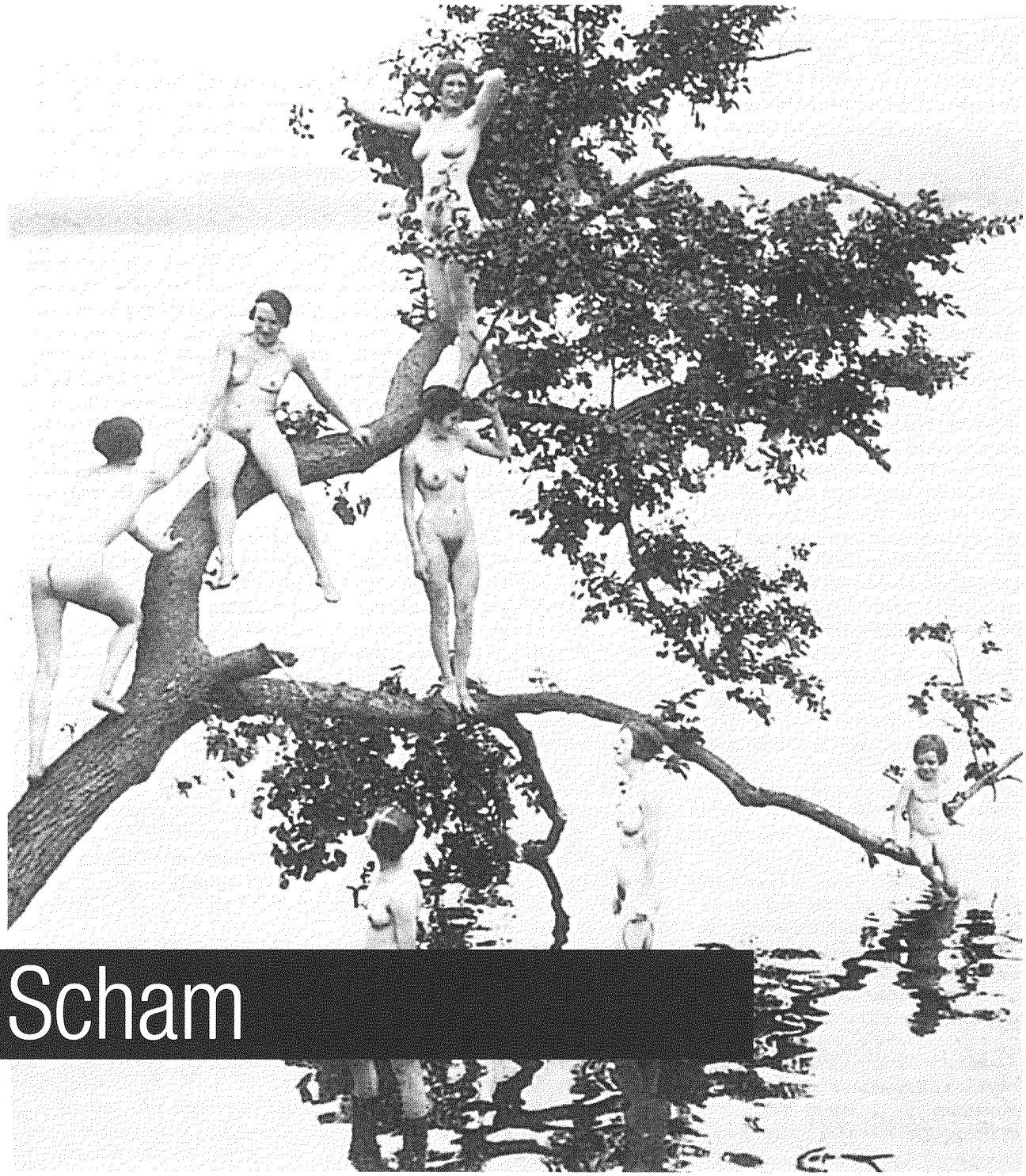
FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
20. Jahrgang
Februar 2004

FAMA



Scham

Editorial

Vor einigen Jahren an einem Flüchtlingssonntag organisierte ich in meiner Kirchgemeinde eine Podiumsdiskussion zum Thema Integration. Wir wollten mit zwei Spielszenen ins Thema einführen. Dazu zog ich ein Kopftuch und einen etwas längeren Mantel an. Mit diesen Kleidern bewegte ich mich vor Beginn der Veranstaltung im Publikum und war über die Wirkung sehr erstaunt. Eine der eingeladenen Referentinnen ging grusslos an mir vorbei. Man blickte mich verstohlen an und verschiedene fragten sich, wer diese Frau sein könnte, die in dieser Umgebung so deutlich als Fremde auszumachen war. Irgendwie entstand um mich herum ein Vakuum, niemand kam auf mich zu oder grüsste mich. Als ich später ohne Kopftuch und Mantel im selben Publikum stand, war dieses Vakuum wie weggeblasen, ich wurde begrüsst und kam schnell ins Gespräch mit den Leuten.
Diese Erfahrung hat mit dem Thema dieser FAMA-Nummer zu tun, mit Scham. Der fragende Blick anderer, die Distanz, die sie einnehmen, weil man/frau als Fremdkörper wahrgenommen wird, kann Menschen verletzen und dazu führen, dass sie sich für ihr Anderssein schämen. Die Ausgrenzung, die andere vornehmen, wird zum eigenen Wissen, nicht dazuzugehören, sondern Mitglied einer Minorität zu sein. Scham kann ein Zeichen dafür sein, dass die ausgrenzende Norm das eigene Selbstwertgefühl beschneidet, mindert.

Solche zur Beschämung führende Mechanismen gibt es vielerlei. Manchmal dienen sie auch dazu, politisch-gesellschaftliche Entscheidungen durchzusetzen. Zum Beispiel führt die landläufig vertretene Annahme, dass wer seinen Lebensunterhalt selbst verdienen wolle, das auch könne, dazu, dass Menschen, die Anspruch auf Fürsorge-, IV- oder Ergänzungsleistungen hätten, diesen nicht einlösen, weil sie sich schämen. Sie könnten ja – aus der Sicht anderer – zu denen gehören, die das Sozialwesen missbrauchen.

Natürlich hat Scham, sich schämen, andere beschämen noch viele andere Erscheinungsformen und Wirkungen. Einige davon kommen in den Artikeln dieser Nummer zur Sprache.

Unterschiedliche Aspekte des Schamgefühls sind in verschiedenen Epochen betont und verschiedenartig sanktioniert worden. Geschichte(n) und Formen des Schamgefühls über Jahrhunderte stellt Silvia Strahm Bernet in ihrem historischen Beitrag dar. War jahrhundertelang vor allem die Nacktscham prägend für die Regelung des Umgangs zwischen den Menschen, entstand im Zuge der französischen Revolution mit dem erwachenden Selbstwertgefühl des Bürgertums zunehmend der private Raum, in dem alles erlaubt schien, sofern es das Sittengefühl Dritter nicht verletzte. Doch die Verinnerlichung moralischer Regeln und die damit verbundene Selbstbeobachtung und Bewertung des eigenen Handelns blieb weiterhin präsent.

Ob in unserer Zeit, in der sich die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und privatem Raum zunehmend auflösen, überhaupt noch ein Schamgefühl existiert, reflektiert Doris Strahm. Sie verortet Scham im Bereich von Gefühlen der Unterlegenheit und Unfähigkeit, dem Ideal eines selbstbestimmten Lebens jederzeit nachzukommen. Auch die mediale Inszenierung perfekter Schönheit löst bei immer mehr – vor allem auch jungen – Frauen Gefühle von Scham aus. Da sie diesem modernen Imperativ nicht Folge leisten können, entstehen oft tiefe Gefühle eines selbstverschuldeten Versagens.

Die Komplexität von Gefühlen der Scham, eingebunden in Erfahrungen von Verbot und Gebot, Gehorsam und Unterwerfung, Macht und Ohnmacht, verknüpft mit sozialem und kulturellem Umfeld und verwoben mit der eigenen Lebensgeschichte ist der Hintergrund für die Reflexionen von Maja Wicki-Vogt. Anhand von zwei Beispielen aus ihrer therapeutischen Arbeit weist sie einerseits auf den Blick von innen, der unbarmherzig und streng auf eigenes Versagen gerichtet sein kann und Schuldgefühle und Scham manchmal bis ins Unerträgliche verstärkt. Sie thematisiert andererseits den Blick von aussen auf anscheinend Fremdes, der eine dauernde Abwertung von Betroffenen, wie zum Beispiel Menschen mit nicht-weisser Hautfarbe darstellen kann und einen enormen Anpassungsdruck auslöst oder Selbstentfremdung bewirkt. Sie führt weiter aus, dass Scham in belastenden Lebenssituationen auch eine lebensdienliche Funktion übernehmen kann, nämlich, wenn sie dazu verhilft, das eigene Innere zu schützen, weil die Betroffenen ihr eigenes Ich als liebens- und schützenswert erkennen.

Tula Roy beschreibt anhand eines Schlüsselerlebnisses, das sie als junge Fotografin hatte, wie das Anliegen, Menschen nicht zu beschämen, ihre ethische Haltung für ihre berufliche Laufbahn prägte.

Einen Zusammenhang von sozialem Status und Scham zeigt Elisa Streuli am Beispiel von reichen und armen Frauen in der Schweiz auf. Sie konstatiert, dass schon allein die Sicherheit eines gewissen Vermögens den reichen Frauen eine Freiheit zur individuellen Lebensgestaltung ermöglicht und damit ihr Selbstbewusstsein stärkt. Arme Frauen hingegen, belastet mit dem täglichen Existenzkampf, sind sich stark ihrer eingeschränkten Möglichkeiten bewusst, weshalb Schamgefühle sehr oft bekannte Konstanten in ihrem Leben sind. Dies auch, weil sie Schuld für ihre Situation auf sich nehmen und sich als Versagerinnen sehen.

Gerburgis Feld geht in ihrem Beitrag der Frage nach, ob Gott sich schämt. Anhand der Lektüre des Ersten Testaments zeichnet sie Spuren der Verbindung von Gott und Scham nach.

Am Beispiel Südafrika als Ort einer systematisch rassistischen Ausgrenzung, Ausbeutung und Vernichtung der Schwarzen Bevölkerung zeigt Leni Altwegg, wie stark sich Schamgefühle in das Leben der Opfer einbrennen. Trotz des Versuchs der Wahrheits- und Versöhnungskommission, die Apartheidsgeschichte aufzuarbeiten, vergiftet Scham, auch Jahre nach dem Regierungswechsel, das Leben der Opfer. Während die Täter – gestützt von der damaligen gesellschaftlichen Legitimation ihrer Tat – auch heute selten beschämt sind.

Zu den Bildern: Das Titelbild – aufgenommen in den 1920er Jahren – zeigt nackte, schamfreie, selbstbewusste Frauen und schafft einen deutlichen Kontrast zu den Bildern im Heftinnern, die das Motiv der Scham im Umfeld der Paradiesgeschichte unterschiedlich darstellen und das Zusammengehen von Scham und Schuld spürbar machen.

Susanne Schneeberger Geisler

Scham

Geschichte eines Gefühls

Silvia Strahm Bernet

Scham kennen wir alle. Eine jede von uns könnte eine Liste mit Schamerfahrungen erstellen. Diese Liste würde individuell variieren, aber in einigem sicher auch dasselbe zu Tage fördern. So einzigartig sind wir ja nicht, und eine jede Epoche, auch die unsere, weist eine Grundlinie auf, der entlang die meisten sich bewegen.

Scham ist:

- etwas Natürliches, sie beruht auf dem Bewusstsein einer Schwäche oder eines Verbotes, ist Reaktion auf die Übertretung einer Norm oder eines geforderten Verhaltens. Sie ist kein Wert an sich, sondern immer auf Werte und Tugenden bezogen. Diese variieren je nach Epoche.
- auf Öffentlichkeit bezogen, auch wenn sie ab und zu stark internalisiert sein mag. Man hat aber in erster Linie Angst, Schwäche zu zeigen oder dabei gesehen zu werden.
- ein wandelbares, aber stets vorhandenes Gefühl. Alle Kulturen kennen Scham und suchen nach einem Gleichgewicht zwischen Scham und Schamfreiheit.

Nacktscham und Gefühlsscham

Scham regelt zwei Dinge: den Umgang mit allem, was den Körper und seine Funktionen betrifft, speziell natürlich Nacktheit und Sexualität. Sie regelt aber ebenso das ganze Spektrum der Emotionen, die in der Öffentlichkeit erlaubt oder verboten sind. Man unterscheidet deshalb zwischen einer Nackt- und einer Gefühlsscham.

Jede Epoche hat Scham gekannt, bestimmte Aspekte des Schamgefühls in den Vordergrund gerückt und gleichzeitig Inseln der Schamfreiheit geschaffen. Beides ist jedoch ungleich verteilt. Status und Gruppenzugehörigkeit spielen eine nicht zu vernachlässigende Rolle in der Ausbildung und dem Auftreten des Schamgefühls. Für Adel, Bürgertum, Bauern gelten je andere Regeln, für den religiösen Raum andere als für jenen der Kunst, für den häuslichen Bereich andere als für den öffentlichen, für die Frauen andere als für Männer.

Historische Formen der Scham

Jean Claude Bologne unterscheidet in seinem Buch über Nacktheit und Prüderie verschiedene Formen der Scham: Er spricht vom männlichen und weiblichen, vom individuellen, sozialen, sakralen oder vom konventionellen Schamgefühl.

Die Domäne der Gefühlsscham ordnet er dem Mann, jene der Körper- bzw. Nacktscham der Frau zu. Das mag historisch richtig sein, in einigem bis heute lebendig und doch haben sich diese klaren Zuordnungen verwischt.

Nacktscham ist entgegen vieler Vorurteile keine Erfindung der jüdisch-christlichen Kultur. Auch in Griechenland war sie durchaus verbreitet. Obwohl die nackten Götter-, Göttinnen- und Heldenstatuen Nacktheit verherrlichen und als unproblematisch erscheinen lassen, ist die Nacktheit doch oft eine sehr «gereinigte». Weibliche Genitalien werden nicht abgebildet, die männlichen sind verschwindend klein und befinden sich in der Regel im Stand knabenhafter Unschuld. Der nackte Athlet in der Arena war eine Ausnahmesituation und den Frauen war es, seit die Athleten nackt kämpften, bei Todesstrafe verboten, den Wettkämpfen beizuwohnen. Dass die Spartanerinnen bei ihren Wettkämpfen nackt waren, galt den Athenern als skandalös. Es sei für das Augenlicht schädlich, heisst es in einer Sage, den nackten weiblichen Unterleib zu sehen. Die Frauen vermieden es, sich in der Öffentlichkeit nackt zu zeigen. Öffentliche Badehäuser waren nach Geschlechtern getrennt und die Frauen trugen auch hier meist Badekleider. Die nackten Frauen, die so oft auf der griechischen Vasenmalerei auftauchen, schreibt zumindest Hans Peter Duerr, sind Prostituierte. Die Scham der Frauen galt überdies als naturgegeben – zum Beweis wurden teilweise höchst verblüffende Theorien angeführt. Die natürliche Scham der Frauen zeige sich auch darin, dass ertrunkene Frauen immer mit dem Gesicht nach unten im Wasser trieben, damit ihre Geschlechtsorgane verborgen blieben, während Männer immer auf dem Rücken trieben. Der Befund ist aber, wie zu allen Zeiten, widersprüchlich. Platon und Herodot etwa halten fest: Nacktheit ist schlicht der Sieg über ein natürliches Vorurteil. Sich seines Körpers zu schämen ist ein Zeichen der Barbarei.

Scham und Sexualität

Dass es bei der Nacktscham gar nicht so sehr um Nacktheit geht, sondern um Sexualität, darauf verweist die christliche Diskussion. Im frühen Christentum tritt zur Vorstellung der naturhaften Schamhaftigkeit die obsessive Angst vor der weiblichen Sexualität. Die Wollust bekommt ein weibliches Geschlecht und die Schamhaftigkeit wird zum Zügel, an dem die Sexualität der Frauen gehen muss. Die Säkularisierung im 18. Jahrhundert führt zu Rationalisierungen des weiblichen Schamgefühls. Rousseau nennt physiologische Argumente für die angeborene weibliche Schamhaftigkeit. Da die Frau sexuell immer bereit sei, der Mann hingegen nicht, müsse demnach die Initiative immer vom Mann ausgehen. Das weibliche Schamgefühl hilft, dem Mann die Initiative zu überlassen.

Sakrales Schamgefühl

Obwohl die griechische Antike Nacktheit teilweise verherrlicht, kennt sie dennoch ein sakrales Schamgefühl. Vor dem Besuch des Tempels muss sich reinigen, wer vorher Geschlechtsverkehr gehabt hat. Sexualität und das Heilige werden klar getrennt, und es gibt Rituale der Reinigung, wenn man vom einen Bereich in den anderen geht. Die ChristInnen übernehmen diese sakrale Schamhaftigkeit – sie zeigt sich noch heute in den Kirchen des Südens mit ihrem Verbot, sie in kurzen Hosen, Röcken oder ärmellosen T-Shirts zu betreten.

Religiöses Schamgefühl

Das frühe Christentum bekämpfte die Nacktheit, weil es das Heidentum bekämpfte. So fordert es etwa den Verzicht auf das öffentliche Bad, nicht wegen der Nacktheit, sondern weil es damit Erotik und Sexualität verbindet. Die Wurzeln des christlichen Schamgefühls betreffen eher die Sexualität als die Nacktheit. In der Sexualität, in der Lust, verkehrt sich der Blick, wird er abgewendet vom Wesentlichen: der Hinwendung zu Gott, der Abkehr vom eigenen Ich. Man soll sein Heil, nicht seine Lust suchen. Und das Heil liegt nicht im Leib, der vergänglich und schwach ist. Der nackte Christus am Kreuz wird so zum Sinnbild menschlicher Verwundbarkeit. Nacktheit soll nicht an Lust erinnern, an Schönheit und Kraft, sie soll den Körper zeigen in seinem Leiden, seiner Fragilität und seiner Verletzlichkeit. Das erklärt auch, weshalb Christus meist ein Tuch oder einen Lendenschurz trägt und ihm, ist er völlig nackt, das Geschlecht fehlt. Der hinfällige Leib hat kein Geschlecht. Das gesellschaftliche Leben des Mittelalters ist im grossen Ganzen ein Leben im Verhüllten. Entblösst man sich bewusst, dann gilt das als Schamlosigkeit. Ansonsten ist der nackte Körper in seiner Unschuld nichts Anstössiges. Nacktheit ist das Zeichen der Menschlichkeit des Menschen, erlebte Nacktheit im Alltag kein Problem. Erst wenn der nackte Körper öffentlich gezeigt und enthüllt wird, ist seine Nacktheit anstössig.

Nicht die Nacktheit an sich ist demnach unzüchtig; das, was sie im Bewusstsein des Schauenden erregt, ist das Problem. Die Angst vor der Handlung wird immer mehr zur Angst vor dem Blick des anderen. Diese Angst vor dem Blick ist zunächst die Angst vor dem Blick des anderen (16.Jh.), dem Blick Gottes (17.Jh.) und schliesslich des eigenen Blickes auf sich selbst (19.Jh.).
Mit der Renaissance rückt der positiv bewertete Körper wieder vermehrt ins Zentrum, vorab in der Kunst. Er wird genau beobachtet und dargestellt. Die Medizin entdeckt das Sezieren, die weibliche Lust wird als notwendig für die Empfängnis betrachtet, die Werke des Fleisches sind keine Hindernisse mehr für Heiligkeit. Widersprüche bleiben trotzdem bestehen. Die weibliche Brust etwa wird gerühmt, der Unterleib bleibt schmutzig. Und mit dem Einbruch der Pestepidemien und dem Hundertjährigen Krieg hat auch diese kurze Liberalisierung ein Ende.

Konventionelles Schamgefühl

Bannerträger der Nacktheit in der Renaissance ist Michelangelos David. Er wird zum Inbegriff des perfekten Körpers voller Energie, Kraft, Siegessicherheit. Im Alltagsleben ist Nacktheit aber verpönt, vor allem für Frauen. Die Renaissance ist phallokratisch. Während sie den Schrittbeutel erfindet, der das männliche Geschlecht betont, führt sie auch die Unterhose ein, die das weibliche Geschlecht verbirgt. Die Aufwertung des Körpers in der Kunst betrifft nur den Mann, die Frau wird als geschlechtsloses Wesen dargestellt.
Galt im Mittelalter die Nacktheit der Frau als Verführung zur Sexualität, so wird jetzt eher ihre abkühlende Wirkung betont. Je mehr die Frau verbirgt, desto verführerischer ist sie. Auch weibliche Lust wird von dieser Zurückbindung betroffen. War sie vorher für die Empfängnis entscheidend wichtig, ruft sie fortan Angst und Ekel hervor. Für Montaigne verhindert sie gar die Befruchtung. Erst Ende des 17. Jahrhunderts wird die weibliche Rolle bei der Fortpflanzung anerkannt. Interessant ist dennoch, dass verschiedene Formen, mit Nacktheit umzugehen, nebeneinander bestehen. Der Hof verehrt die Nacktheit der Antike, die Kunst die Nacktheit des Begehrens, Protestanten und Anhänger der Gegenreformation lehnen diese Formen ab, das Volk verbindet Nacktheit noch immer vage mit Hinfälligkeit. Mitte des 16. Jahrhunderts setzt dann eine Gegenreaktion in allen Bereichen strenge Sittsamkeit durch. Verbot der Prostitution, Schliessung der Schwitzbäder, erster Index verbotener Bücher etc. Nackte Statuen und Bilder werden «angezogen» oder kastriert. Man reinigt die Bilder und die Sprache, aber gleichzeitig entwickelt sich die erotische Kunst.

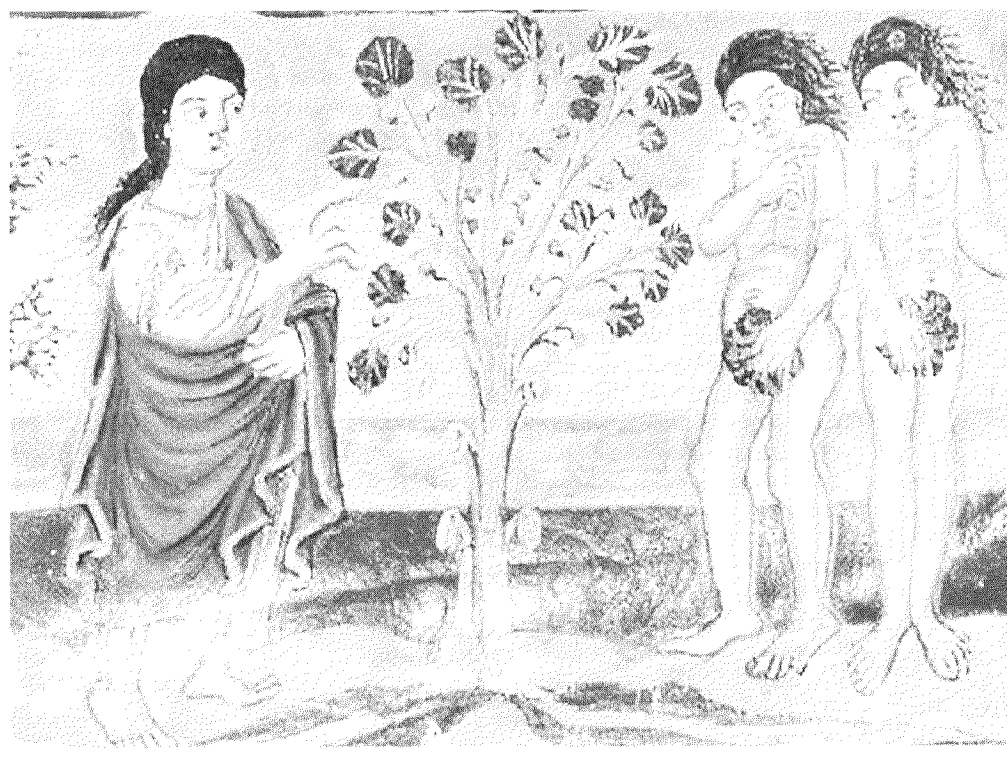
Soziales Schamgefühl

Im 17. Jahrhundert entsteht ein neues System der Schamhaftigkeit, das sich als strenge Etikette und Anstand äussert, in diversen Handbüchern dargelegt wird und nun nicht mehr mit dem Rang auf der sozialen Stufenleiter zunimmt, sondern umgekehrt funktioniert. Der König an der Spitze ist den Regeln nicht unterworfen, er kann etwa auf seinem Nachtstuhl sitzend Audienzen geben. Vornehme dürfen sich im Beisein von Rangniedrigeren ins Bad begeben, nur der niedere Adel und die Bürger müssen weitreichende Anstandregeln befolgen.
Im 18. Jahrhundert folgte die Gegenreaktion auf die Prüderie des Hofes des Sonnenkönigs. Ausschweifungen, Göttinnenbankette, Adamsfeste waren verbreitet, sie bleiben aber auf die obere Schicht beschränkt und beeinflussen den Wandel der Sitten kaum. Das Bürgertum gebärdet sich tugendhaft und schafft durch seine Tugendversessenheit gleichzeitig Ventile in Form von Refugien für die Ausschweifung. Die erotische Literatur verbreitet sich, obszöne Stiche machen die Runde, Bordelle nehmen in grossem Umfang zu. Auch den Marquis de Sade kann man als die symbolische Frucht dieser Tugendversessenheit betrachten.
Der Begriff der Privatsphäre kommt auf. Die Tugend wird bewahrt, indem das Laster an geheime Orte verbannt wird. Parallel zu dieser doppelten Dialektik von Laster und Tugend, privat und öffentlich, wird durch die Auseinandersetzung mit den «Wilden» weiter über das Schamgefühl und den Mythos der Nacktheit nachgedacht. Langsam wird klar: Die Schamhaftigkeit ist nicht angeboren, sondern reine Konvention.

Das individuelle Schamgefühl

Der Beginn der französischen Revolution ist ein Schlüsseldatum in der Mentalitätsgeschichte. Das Bürgertum versucht nicht länger, den Adel nachzuahmen, die eigenen Werte werden jetzt zum Bezugssystem. Die Ausklammerung der Nacktheit erlangt offiziellen Charakter, Nacktheit wird privat und das Private zum freien Raum. Wer nicht das Sittengefühl Dritter verletzt, dem ist alles erlaubt. Nach dem Code Napoléon (1810) wird nur noch bestraft, was an «Unsittlichem» in der Öffentlichkeit begangen wird. Ausgenommen sind der Ehebruch, der strafbar bleibt, und neu wird auch die bisher nicht geahndete Unzucht mit Kindern bestraft.
Eine neue moralische Autorität etabliert sich, strenger als jeder Richter: der Arzt! Er übernimmt im Privatleben die Stelle des Beichtvaters. Sexuelle Abweichungen von der Norm werden nun zu Krankheiten. Die Onanie wird rigide bekämpft. Die Argumente haben sich gewandelt, der Ton bleibt derselbe. Wer onaniert, wird jetzt impotent, taub, oder hysterisch. Die wirksamste Waffe für das Schamgefühl bleibt die Selbstzensur. Schamgefühle werden verinnerlicht und unabhängig vom Blick des anderen und von der Angst vor Bestrafung. Man ist nackt vor dem eigenen Blick.

Diese individuelle, verinnerlichte Schamhaftigkeit ist nicht erst im 19. Jahrhundert entstanden, aber jetzt ändert sich der Ton. Wurde sie vorher gepriesen, muss man sie nun mässigen: das Unbehagen nämlich gegenüber dem eigenen Körper darf nicht zu seiner Vernachlässigung, gerade im Bereich der Hygiene, führen.



Miniatur aus der karolingisch-touronischen Bibel aus Moutier-Grandval

Scham-lose Gesellschaft?

Doris Strahm

Das individuelle Schamgefühl ist das Zeichen des Bürgertums. Der Bürger trägt seine Würde nicht in einem (Adels)Titel, sondern in seiner Kleidung und seinem untadeligen Benehmen. Dieses Schamgefühl ist das absoluteste, man kann es niemals ablegen, es gibt keine Situationen und Orte, bei denen es keine Rolle spielt, man nimmt es überall hin mit. Es ist ein Schild gegen die Liederlichkeit des Adels und die Vulgarität des gemeinen Volkes. Die einzige Möglichkeit, das Schamgefühl ausser Kraft zu setzen, bietet erneut die Kunst. In allen Epochen war sie es, die einen freieren Ausgleich schuf.

Ende der Scham?

Das 20. Jahrhundert erst überrannte schliesslich alle Grenzen der Schamhaftigkeit. Kino, Photographie, Malerei, später Fernsehen, Video, DVD bieten nie da gewesene Freiräume.

Doch der Eindruck, wir lebten gegenwärtig in einer «schamlosen» Kultur, die weder Nackt- noch Gefühlsscham kennt – das Fernsehen belehrt uns doch täglich, dass beides kaum mehr existiert – dieser Eindruck mag täuschen. Nicht den ästhetischen und sozialen Normen zu genügen, nicht den Status zu haben, der verlangt ist, und nur mässigen Erfolg, das eigene Ich-Ideal nicht erreichen, all dies ist nach wie vor mit Scham besetzt. Das Paradies der Schamfreiheit bleibt für die meisten ein Traum. Die Grenzen der Scham überwunden zu haben scheinen allein jene Mächtigen, die, wie einst die Könige, die Regeln von Scham und Beschämung für sich ausser Kraft setzen.

Leben wir, wie viele Zeitdiagnostiker meinen, in einer schamlosen Gesellschaft? Wer sich die täglichen Talk- und Beziehungsshows, Reality-TV und Doku-Soaps anschaut, die via Fernsehen in unsere Wohnzimmer flimmern, kann sich dieses Eindrucks nicht erwehren. Da wird alles, auch das scheinbar Intimste, öffentlich gemacht. Beziehungsprobleme, sexuelle Präferenzen, Seitensprünge und Ehekämpfe werden vor Millionen von anonymen ZuschauerInnen ausgebreitet – als ob die Beteiligten in ihrer Selbstenblössung keine Schamgrenzen mehr kennen. «Erlebe Dein Leben», dieser kategorische Imperativ unserer Zeit, scheint in der medialen, exhibitionistischen Inszenierung des eigenen, «gewöhnlichen» Lebens als eines kurzzeitig «berühmten», weil von Millionen von ZuschauerInnen mit-erlebten, zu kulminieren.

Objekte millionenfacher Schaulust

Die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Intimität, die traditionellerweise von der Scham bewacht wurde, wird in unserer Mediengesellschaft mehr und mehr aufgelöst. Dies zeigt sich auch in der Zurschaustellung von Opfern gesellschaftlicher Gewalt, von Unfällen, Katastrophen und Attentaten durch die Medien. Schreiende, weinende, verzweifelte oder unter Schock stehende Opfer werden vor unsere Augen gezoomt, ihr Entsetzen und ihr Leiden zum Objekt millionenfacher Schaulust gemacht – kein Intimitätsschutz, der ihnen und ihrem Schmerz gewährt wird. Schamlos sind die Bilder von Leidenden, wenn sie instrumentalisiert werden zu voyeuristischen Zwecken, wenn sie nicht zur solidarischen Anteilnahme rufen, wenn sie nicht sagen: «Setz dem ein Ende, interveniere, handle», wie Susan Sontag in ihrem Essay «Das Leiden anderer betrachten» (München 2003) schreibt.

Schwinden des sozialen Schamgefühls

Schamlosigkeit lässt sich in vielen Bereichen unserer Gesellschaft beobachten: Schamlos werden in der Wirtschaft von Top-Managern unermessliche Gehälter abkassiert, schamlos werden von Politikern Ängste von BürgerInnen instrumentalisiert und verleumderische Kampagnen gegen AusländerInnen und AsylantInnen geführt, schamlos werden sozial Schwächere wie z.B. IV- und Fürsorge-BezügerInnen als Schmarotzer des Sozialstaates diffamiert. Moralische Normen im Umgang miteinander verlieren an Gewicht, der öffentliche Raum wird ohne Rücksicht auf die anderen zur eigenen Bedürfnisbefriedigung genutzt. Wie das individuelle scheint auch das soziale Schamgefühl im Schwinden begriffen zu sein.

Status und Scham

Leben wir in schamlosen Zeiten? Die genannten Phänomene scheinen diesen Befund nahe zu legen. Doch stimmt es wirklich, dass individuelles und soziales Schamgefühl nicht mehr existieren, dass unsere Gesellschaft weder Körper- noch Gefühlsscham kennt? Glaubt man soziologischen Untersuchungen, hat sich die Scham auch im Zeitalter postmoderner Individualisierung nicht völlig verabschiedet. Scham als alltägliche Regung, mit der Menschen auf die soziale Blossstellung eigener Schwächen und Verfehlungen reagieren, ist in unserer Gesellschaft im Bereich von sozialem Status bzw. Statusverlust anzusiedeln, schreibt der Soziologe Sighard Neckel in seinem Buch «Status und Scham» (Frankfurt a. M. 1991). In einer Gesellschaft, in der Erfolg und Selbstverwirklichung sakrosankte Werte darstellen und jede/r angeblich ihres/seines eigenen Glückes Schmied ist, lauert die Angst vor Versagen und gesellschaftlicher Degradierung. Es nicht geschafft zu haben, dem eigenen Ich-Ideal, den gesellschaftlichen Erwartungen und ästhetischen Normen nicht zu genügen, den sozialen Status und Lebensstil nicht aufrechterhalten zu können, wird als zutiefst beschämend erfahren. Das mag einer der Gründe dafür sein, dass immer mehr Menschen sich verschulden, um nach aussen den Schein zu wahren.

Scham ist heute nicht mehr mit der Verletzung moralischer Ansprüche verbunden, sondern mit Gefühlen der Unterlegenheit und der Unfähigkeit, dem Ideal des souveränen Individuums und der erfolgreichen Selbstverwirklichung genügen zu können. Sich zu schämen ist damit selbst zu einer beschämenden Angelegenheit geworden, denn beschämt zu werden ist Synonym für soziale Unterlegenheit, Ausdruck von Schwäche. Scham muss deshalb verborgen werden, sie wird zu einem Tabu, was den Eindruck entstehen lässt, wir lebten in einer Scham-losen Gesellschaft, obwohl sie – latent – im Innenleben der postmodernen Gesellschaft präsent ist. Sie spielt eine wichtige Rolle in der Verarbeitung von sozialer Degradierung wie umge-

---

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin und Publizistin, FAMA-Redaktorin und arbeitet in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.

Verwendete Literatur:

Jean-Claude Bologne, Nacktheit und Prüderie. Eine Geschichte des Schamgefühls, Weimar 2001.

Hans Peter Duerr, Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess. Frankfurt a.M. 1988.

Wilhelm Hornbostel, Nils Jockel (Hrsg.), Nackt. Die Ästhetik der Blösse, München 2002.

Sighard Neckel, Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit, Frankfurt a.M 1991.

kehrt Strategien der Beschämung eine wichtige Funktion haben für die alltägliche Reproduzierung sozialer Schichtung und Ungleichheit.

Schönheitsnormen und Körperscham

Und wie steht es mit der Körperscham? Im Sinne von Nacktscham oder Prüderie kann von ihr heute keine Rede mehr sein. Und doch ist der Körper, zumindest für Frauen, der Ort, wo Scham und Schamgefühle unvermindert ihre Blüten treiben. Als Repräsentant der individuellen Persönlichkeit ist er zentraler Gegenstand der geforderten Selbstdarstellung sowie der sozialen Anerkennung oder Abwertung geworden. Gesund oder krank, schön oder hässlich, schlank oder dick zu sein, wird der Person als Verdienst oder Makel des eigenen Seins angerechnet. Dem Körperbild nicht zu entsprechen, das gesellschaftlich als Norm vorgegeben ist, stürzt vor allem Frauen in tiefe Scham. Die perfekte Inszenierung perfekter Schönheit, wie sie uns täglich von Models und Stars vor Augen geführt wird und deren Massstäben nur die wenigsten genügen, erzeugt bei immer mehr Frauen eine grundlegende Körperscham. Eine kürzliche Umfrage an der Universität Bern zeigt, dass jede Dritte der befragten jungen Frauen mit ihrem Körper nicht zufrieden ist. Vor allem das Ideal der Schlankheit hat eine Bedeutung bekommen, die weit über den eigentlichen Bereich der Schönheit hinausgeht. Schlanksein ist nicht nur zentrales Merkmal weiblicher Attraktivität geworden, sondern ein Wertideal, das mit Selbstachtung und Selbstbewusstsein versorgt und mit Erfolg und Glück gekoppelt wird. Wenn Schlankheit Schönheit bedeutet, und Schönheit einen Wert erhält, der die ganze Person in ihrem Sein charakterisiert, wird Abweichung vom herrschenden Körperideal als persönliche Minderwertigkeit, ja als eigenes Versagen erlebt. So wird die Beschämung über sich selbst, über den eigenen Körper permanent am Leben erhalten und stabilisiert die soziale Geschlechterordnung.

Allem Reden von der schamlosen Gesellschaft zum Trotz scheinen wir die Scham nicht so leicht los zu werden.

Doris Strahm ist feministische Theologin und Publizistin, FAMA-Redaktorin und Präsidentin des Christlichen Friedensdienstes cfd.

«... die Scham ist erfinderisch»

Vom lähmenden Panzer zum schützenden Mantel

Maja Wicki-Vogt

Warum geht die Klärung von «Scham» so zurückhaltend voran, frage ich mich. Verbindet sich schon mit dem Begriff etwas Hemmendes? – wie ein Tabu der Klärung? Daran liegt es kaum, bedarf doch jeder Begriff der Klärung und bietet sich dafür an. Wovor und wozu also die Zurückhaltung? Ist sie eine Warnung vor vorschneller Deutung? – oder vor vorschneller Preisgabe des Wissens?

«... die Scham ist erfinderisch»[1] – tatsächlich, wie Nietzsche, der selber von Gefühlen der Scham gepeinigt wurde, in seinen Überlegungen festhielt, gleichzeitig aber bemerkte, dass *«man seine Erkenntnis nicht genug mehr liebt, sobald man sie mitteilt»*[2]. Und er fügte an, wohl als Selbstkritik gemeint, dass *«die Dichter gegen ihre Erlebnisse schamlos sind; sie beuten sie aus»*[3].

Zeigt sich im Zögern somit schon ein Teil dessen, was Scham mit Selbstschutz verbindet? Geben nicht nur *«die Dichter ihre Erlebnisse schamlos preis»*?

Beobachtungen aus der psychoanalytischen Traumatherapie

Auffallend ist, welch angstvolle Scheu und Scham die meisten Menschen lähmend besetzt, sowohl Kinder wie Erwachsene, die unter einem psychischen Leidensdruck stehen, wie häufig sie ein Schuldgefühl empfinden, wenn sie es wagen, den Deckel zu öffnen, der über dem Verbot zu sprechen liegt. Eine archaische Sprache ist Deutsch im Zusammenhang von *«Scham»*. Die Wörter geben mit grosser Genauigkeit wieder, was die Geschichte im Menschen angestaut hat: *Scham* und *sich schämen, Scham* und *Schweigen, Scham* und *Scheu, sich scheuen* und *Schüchternheit, Scham* und *Schutz, Scham* und *Schande, Scham* und *schänden, Scham* und *Schmach, schmachten* und *schmächtig, Scham* und *Schuld*. Immer geht es um belastende, zum Teil schwer aus dem Innern nach Aussen zu lösende emotionale und moralische Lebensgeschehnisse.

Schweigegebot

Eine Erinnerung taucht auf und drängt sich vor: «psch ...» und «sch ...»[4], Erinnerung an die fordernde, lang gezogene, wortlose Sprache, die in der Kindheit Schweigen gebot, mit dem Zeigefinger über den Lippen wie eine senkrechte, abgrenzende Barriere, ob es um den schonenden Schutz Schlafender ging oder um das geforderte Ehrfurchtsverhalten vor hierarchisch höher gestellten Erwachsenen im Haus, denen gegenüber das laute Treiben der Kinder gedämpft werden musste; oder ob es um das Verbot zu sprechen ging, wenn ein Geheimnis gewahrt werden sollte oder musste. Immer ging es um das Gebot zu schweigen. Wurden damit nicht nur den Worten, sondern auch den Gefühlen Schranken gesetzt? – oder haben sich die Gefühle gerade durch das Verbot, sie auszusprechen, vertieft und verstärkt, eventuell auch verdunkelt? Wer sich nicht an die Forderungen zu schweigen hielt, hatte Strafe zu befürchten: Erfahrungen des Ungenügens, aus welchen Erfahrungen der Ohnmacht, eventuell der Ausgrenzung und Erniedrigung folgten, daraus der anwachsenden Angst und Scham[5].

Körperklammer

Schweigen und Scham verbinden sich im tabuvernetzten Geflecht von Gebot und Verbot, das die Psyche besetzt hält und sich im ganzen Körper verklammert. Werden die Forderungen an Gehorsam, Unterwerfung und Schweigen, die ins Masslose ansteigen, nicht erfüllt, wachsen Gefühle der Schuld, der Selbstzweifel und der qualvollen Abwendung vom eigenen Ichwert an. Der innere Blick wird zum verurteilenden Richter, der mit dem Gefühl einhergeht, dass alle äusseren Blicke das eigene Versagen und die eigene Wertlosigkeit wahrnehmen. Dabei überträgt die Psyche einen Notzustand auf den Körper: auf die gesenkten Augen, die eingezogenen Schultern, die zu geschlossenen Fäusten verschraubten oder kraftlos herunterhängenden Hände, auf den zögernden oder flüchtig eilenden Schritt. Im verborgenen Teil des Körpers zeugen der knappe Atem, der verkrampfte Darm oder die ungehemmte Blase davon. Das Nervensystem der Stirn und des Nackens werden dadurch geprägt. Diesen Notzustand vermag das verunsicherte Ich, voller Zweifel um den eigenen Wert, nicht zu lösen.

Verzweifelte Fluchtversuche

Häufig geht die Verzweiflung darob bis an die Grenze der Tragbarkeit oder über diese Grenze hinaus. Lähmende Traurigkeit, die als Depression diagnostiziert wird, schweigender Rückzug in den geschlossenen Raum oder masslose, als Suchtverhalten bezeichnete Fluchtversuche aus der von Verboten

und Geboten geprägten Realität folgen. Menschen fliehen aus einer Situation, in der sie nicht genügen und von deren Belastung nicht erzählt werden darf, die häufig auch nicht durchschaut werden kann. Verletzungen, welche Menschen sich selber zufügen, um der Leere Einhalt zu gebieten, bis hin zu suizidalen Schritten, gehören zu den Folgen schwer belastender Erfahrungen mangelnder innerer Sicherheit, bohrender Gefühle des Ungenügens. Diese entstehen und entstanden angesichts von Forderungen und Erwartungen, die sich von aussen und von innen seit der frühen Kindheit fortsetzen. Das alles ist mit Scham besetzt. Die Gefühle der Schuld, die mit der Scham einhergehen, prägen zumeist die Opfer und nicht die Täter oder Täterinnen.

Der Blick von innen

Eine junge Ingenieurin, die ihr Studium abgeschlossen hatte und in die Berufstätigkeit eingestiegen war, fühlte sich dem zunehmenden Druck der technologisierten Gesellschaft nicht mehr gewachsen, wie sie erklärte. Zögerlich hatte sie sich mit einer psychiatrischen Untersuchung einverstanden erklärt, lehnte jedoch nach kurzer Zeit die Fortsetzung einer Therapie ab, da sie sich in der kleinen Stadt schämen müsse. Wer immer sie anschaue, halte sie für «gestört»; wieder eine Anstellung zu finden, sei ausgeschlossen. Wut und Scham als Versagerin zu gelten, spitzten sich zu, auch eine wachsende Ausflucht in Zigaretten und Bier, vor allem in verbitterte Einsamkeit. Irgendwann im Spätherbst wanderte an einem Morgen durch das geöffnete Fenster eine magere Katze bei ihr ein. Sie war offenbar gequält worden und sie entfernte sich den ganzen Winter lang nicht mehr von ihr. Allmählich wirkte sie wie eine stärkende dialogische Präsenz. Als der Frühling kam, begann die junge Frau die Zeit des Rückzugs anders zu verstehen: als Auflehnung gegen ihre Geschichte. Dass sie als Kind durch einen Nachbarn, dem sie das kleine Radio ihres Vaters zur Reparatur bringen musste, missbraucht worden war, hatte sie nicht verdrängt, jedoch verdunkelt, da sie meinte, selber Schuld dafür zu tragen. Schon mit dem Ingenieurstudium hatte sie versucht, eine Korrektur gegen die sie besetzende Macht der Scham zu finden. Doch diese hatte überhand genommen, als sie einem jungen Mann begegnete, dessen Blick sie voll in die Kindheitsgeschichte zurückversetzte. Nach den Monaten des Rückzugs und der fürsorglichen Pflege, die sie der hilfebedürftigen, kranken Katze gewährt hatte, erlebte sie ein allmähliches Erkennen wie ein Erwachen. Sie wusste, dass sie nicht länger der Flucht bedurfte, dass sie sich auch als Frau nicht länger zu schämen brauchte. Weder Schuldgefühle, mit welchen sie den Täter und dessen Übertreten eines zentralen Gebotes gedeckt hatte, noch Scham mussten auf ihr, die als Kind in ihrer Wehrlosigkeit zum Objekt gemacht worden war, lasten.

«Adam et Eve», Frank Eugene Smith (1865 – 1936), Heliogravüre, 1910, MKG

Wenn das eigene Wertempfinden übergangen wird

Ursache der Scham ist das Gefühl des persönlichen Ungenügens, des Selbstverrates und Unwertes, das durch den strengen inneren Blick, der sich in der frühen Kindheit einprägte, wie eine Klammer auf der Seele lastet. Vielfältige, nicht vereinbare Massstäbe wurden ans Kind angelegt und im Kind gespeichert. Deren Erfüllung durch Gehorsam und Anpassung galt als Bedingung – oder wurde als diese empfunden –, um überhaupt «leben zu dürfen». Erfüllung, Befolgung und/oder Unterwerfung stimmten jedoch nicht mit der Massgabe der eigenen Bedürfnisse des Kindes überein. Das Unbehagen und Leiden, das in der Situation der völligen Abhängigkeit jede Art von erforderter Unterwerfung oder Anpassung begleitete, musste vertuscht werden. Die Nichtübereinstimmung wurde als Unfähigkeit oder als Feigheit empfunden und ging mit den ersten Gefühlen der Scham einher. Ständig musste das eigene Wertempfinden übergangen oder getäuscht werden. Das setzte sich auf kaum erträgliche Weise beim Erwachsenwerden fort. Trotz intellektueller und beruflicher Bemühungen um Erfolg, trotz des Hungers nach Liebe, der immer ungestillt blieb, aber sich mit Hoffnungen verband, konnte sich die Seele von lähmender Traurigkeit nicht befreien und sich nicht der hemmenden Scheu und der anwachsenden Schuldgefühle des Ungenügens entledigen. Zumeist verhinderten Scham und Scheu, dass die Ursachen des Leidens geklärt werden durften.

Dass es sich nicht um ein Ungenügen des eigenen Verhaltens handelt, sondern um ein Ungenügen von Erwachsenen, denen das Kind in seiner Ohnmacht und Abhängigkeit ausgeliefert war, dass es somit um ein Leiden geht, das Klärung, Klage und Anklage, auf jeden Fall Genesung fordert, kann oft erst nach lang sich fortsetzender Verzweiflung erkannt werden.

Der Blick von aussen

Eine andere Ursache liegt beim Anderssein im Zusammenhang kollektiver Kriterien, die als «gültig» oder «richtig» erklärt werden, die aber nicht erfüllt werden können. Vielen Menschen werden Aussehen, Name und Herkunft angelastet wie ein Mangel, für welchen sie selber verantwortlich sind. Die Besonderheit gar erscheint wie ein Verbrechen, so dass die anfängliche Scheu sich in Angst und allmählich in Scham verdichtet, weil der geforderten «Anpassung» nicht genügt werden kann. Dieser Erfahrung sind zum Beispiel Kinder und Erwachsene mit dunkler Haut oder Angehörige einer «fremden» Religion ausgesetzt, die hier in der Schweiz als Asylsuchende in Dörfern untergebracht werden.

»Ich leide, weil noch immer Böses siegt.

Ich leide, weil das Rad stillsteht.
Ich leide, weil die Scham sich nur bewegt.

Ich leide an der Niedrigkeit,
die kreischend Lächeln übertönt»[6].

Die knapp dreissigjährige Dichterin, die diese Zeilen schrieb, kam als Zehnjährige mit ihren Eltern aus Polen in die Schweiz. Nicht das Leben sei für sie unerträglich gewesen, sagt sie im Gespräch, im Gegenteil. Ihr Vater konnte eine Anstellung finden, sie wurde in eine Schule aufgenommen, auch eine Wohnung wurde der Familie angeboten. Aber die Erniedrigung, die ihre Mutter in der ersten Zeit beim Sozialamt erlebte, prägte sie zutiefst. Ein Gefühl der Scham geht mit einher, wie sie es im Gedicht zum Ausdruck bringt

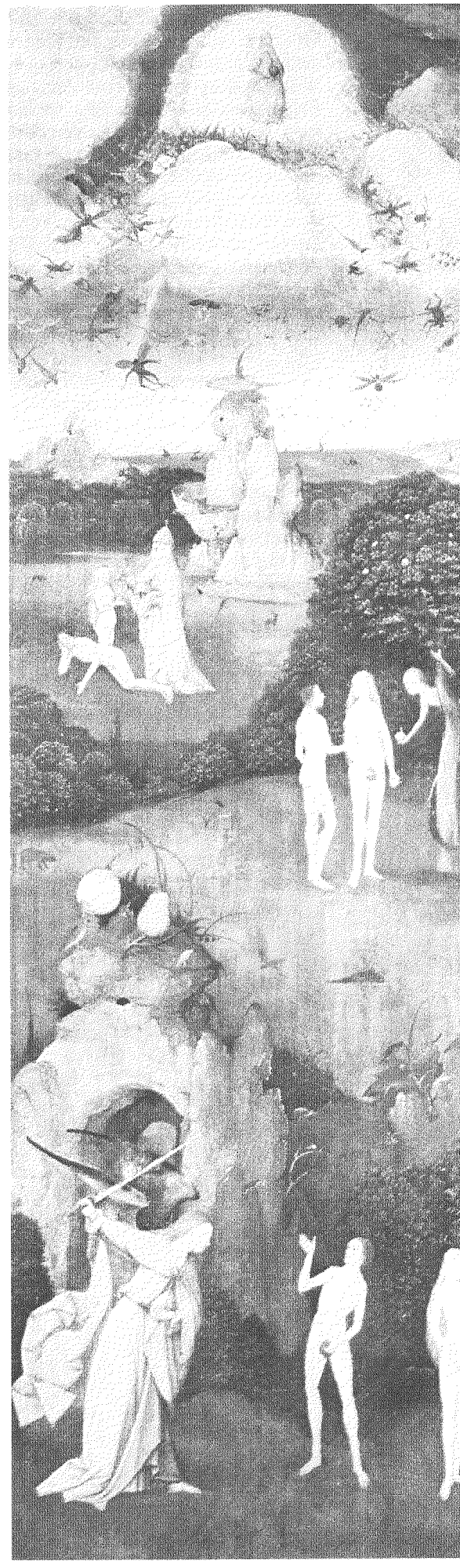
Bedrückender Status des Anders-Seins

Der Blick von aussen richtet sich auf den «Stempel», von dem Menschen sich geprägt fühlen, auf den gesellschaftlichen oder rechtlichen Status, der ihnen angehängt wird, der sie bewertet und den sie in der Hand oder auf der Haut tragen. Es ist der Status von «Fremden», der hemmend und ängstigend sich auf das eigene Ich senkt, der dieses sich selbst fremd werden lässt und zunehmend verletzt oder gar erstickt. Es ist der Status, der den Asylsuchenden übergestülpt wird, der Status von Flüchtlingen oder einfach von Ausländern und Ausländerinnen, der Armuts- und Fürsorgestatus, der Psychiatrie- oder Gefängnisstatus, es ist der Status der dunkleren Haut, jener der Behinderung im Sprechen, im Verstehen und Sehen oder in der Bewegung. «Unwert» wird über den Blick von aussen vermittelt, und Unsicherheit, Angst und Scham sind die Antwort. Wenn ich mich in Zürich in den Bezirken hinter dem Bahnhof und in einigen der Aussenquartiere aufhalte, wenn ich die Schulhäuser in den ärmeren Stadtgebieten oder in den Dörfern besuche, allein schon wenn ich an einer Tramhaltestelle oder im Bahnhof die Wartenden betrachte, ist sofort erkennbar, wer den Blick des/der Anderen scheut, wer angstbesetzt entwertendes Urteil ahnt und mit zusammengezogenen Schultern und gesenktem Kopf nach unten schaut. Kinder erröten allein schon auf die freundliche Frage, welche Schulklasse sie besuchen oder in welchem Fach sie sich wohl fühlen. Eine grosse Traurigkeit ist spürbar, eine Scham, nicht ein anderer Mensch zu sein. Bei den Kindern führt das Unwissen über die Ursachen der Entwertung dazu, dass sie meinen, auch am besonderen Aussehen Schuld zu tragen, so dass sie vor Scham, Schüchternheit und Ratlosigkeit unsichtbar sein möchten.

Wie sehr wurde dies von Menschen erlebt, die Ende der Dreissigerjahre des eben vergangenen Jahrhunderts in Wien, Berlin oder in Warschau an der Hand gehetzt gehender Mütter oder Väter plötzlich angehalten und bespuckt wurden, oder die im Gymnasium, das sie besuchten, wegen des «Stempels», den sie trugen, kaum mehr beachtet wurden. Es ist nicht mehr ein «Stern», der die Kinder von heute stempelt, sondern es sind andere, zum Teil ebenfalls rassistische Bedingungen des «Gleichseins» oder Forderungen der Anpassung, welche die heutige Gesellschaft stellt. Häufig kommen dazu Armut und ein «anderes» Aussehen, oft allein schon die Herkunftsgeschichte und der «Name», welche die Familie prägen. Für die meisten Kinder und Jugendlichen, die unter diesen Bedingungen ihre Familienzugehörigkeit erlebten, ist es schwer, den eigenen Lebenswert beim Erwachsenwerden umsetzen zu können.

Wie wird Scham zum Schutz?

Eine 28-jährige Frau, die als älteste von drei Kindern in einer – von der religiösen und sprachlichen Herkunftsgeschichte der Eltern her – gemischten Familie aufwuchs, deren Mutter und Vater sich in der Schweiz beide als «Fremde» fühlten und von denen die Kinder angehalten wurden, möglichst gehorsam zu sein und zu schweigen, hatte in der Schule als eine der Begabtesten zu-



«Der Heuwagen», Triptychon, Madrid, Museo del Prado

gleich Neid wie Bewunderung erlebt. Als junge Erwachsene hatte sie begonnen, Mathematik zu studieren, musste aber nach einigen Semestern das Studium aus finanziellen Gründen abbrechen. Sie nahm eine Anstellung als Buchhalterin an und ermöglichte damit ihren zwei Brüdern eine berufliche Ausbildung. Als ihr infolge von mobbinghaften Intrigen gekündigt wurde und ihr Vater dies als «Schande» für die Familie bezeichnete, fühlte sie sich wie gelähmt und konnte sich nicht wehren. Gleichzeitig liess ihr Freund sie im Stich; es kam zum Abbruch einer Beziehung, die sie als Lebensbeziehung verstanden hatte. Die zunehmenden Gefühle der Entwertung und Erniedrigung, denen sie ausgesetzt war, weckten die Erinnerung an Erfahrungen, die sie in der Kindheit und Jugend erlebt, aber verdrängt hatte. Doch weder Gefühle des Zorns noch der Auflehnung wagte sie sich zuzugestehen. Sie getraute sich nicht, Bewerbungen für eine neue Arbeitsstelle zu schreiben oder eine berufliche Weiterbildung ins Auge zu fassen, allmählich kaum mehr, die Wohnung zu verlassen. Sie mochte ihr eigenes Spiegelbild nicht mehr zu sehen. Der Blick der Anderen liess sie in den eigenen vier Wänden nicht mehr frei. Nur noch Erschöpfung und Scham spürte sie, Scham über den Namen, den sie trug, und über das Gesicht, das sie hatte.

Erwachende Wut

Als sie sich «ohne Absicht, wie zufällig» mit einem Messer schwer verletzte, dies jedoch mit Entsetzen wahrnahm und selber über die offizielle Telephonnummer nach einem Notfallarzt rief, schämte sie sich über das Ausmass an Scham, das sie zu dieser lebensgefährdenden «Unachtsamkeit» geführt hatte. Die eine Scham veränderte sich zu einer anderen Scham, die allmählich mit dem Bedürfnis von Schutz einherging. Irgendwie konnte durch die Verzweiflung, dass sie sich selber mit dem Blick der Anderen verraten und im Stich gelassen hatte, das erste Mal eine Wut wach werden, die ihren Lebenswillen und allmählich wieder ihr eigenes Wertgefühl anwachsen liess. Sie verstand, dass sie sich selbst Schutz bieten musste, da sie von niemandem Schutz erhalten hatte und erwarten konnte.

Sie bemühte sich um eine therapeutische Unterstützung. Zunehmend spürte sie, wie sich ihr eigener innerer Blick auf sie als Mensch veränderte, wie er zwar noch immer kritisch war, wie aber mehr und mehr liebevolle Sorgfalt ihr selbst gegenüber massgeblich wurde.

Es gelang ihr, die eine Scham von der anderen Scham zu unterscheiden und eine Art Imperativ gegen die eigene Herabsetzung aufzubauen, wie er in einigen Zeilen durch Joanna Lisiak ausgedrückt wird:

«... Halt den Haltlosen!
Boden für die Bodenlosen!
Herzen für die Herzlosen!
Scham für die Schamlosen!
Schutz für die Schutzlosen!
Mittel für die Mittellosen!
Sinn für die Sinnlosen!
Nutzen für die Nutzlosen!
Auswege für die Ausweglosen!
Brot für die Brotlosen!»[7]

Scham als schützender Mantel

Die komplexe Bedeutung von Scham schliesst den Selbstschutz ein, wenn es gelingt, ein Mass an Selbstvertrauen aufzubauen, das ermöglicht, den Blick nach innen als stärkende Kraft zu spüren, unabhängig vom vielfältigen Blick von aussen, der zur «schweren Last von tausend unbarmherzigen Augen» werden kann, wie Léon Wurmser in einem seiner Fallbeispiele festhält[8]. Scham kann mit destruktiver Entwertung verbunden sein, wenn sie mit dem Missbrauch von Macht und willkürlicher Wertbeurteilung einhergeht, durch welche kein stärkendes Selbstwertgefühl entstehen kann. Scham kann aber zum abschirmenden und schützenden Mantel werden, wenn dadurch dem eigenen Ich ein unantastbarer Wert zukommt – häufig selbst hinsichtlich der Familienzugehörigkeit, in welcher die eigene Person den Anfang nahm, ohne Wahlmöglichkeiten, auch ohne Einfluss auf Zeit und Status. Es ist ein schwieriger, oft leidvoller Weg, der vom Wunsch geleitet wird, den eigenen Wert trotz aller dunkler, belastender oder sogar lähmender Erfahrungen kennen zu lernen und nie mehr in Frage zu stellen, um tatsächlich den «inneren Kompass»[9] zu finden und befolgen zu können, durch welchen ein angstfreies Leben möglich wird.

Dr. phil. Maja Wicki-Vogt (geb. 1940) ist Philosophin, Psychoanalytikerin und Traumatherapeutin in Zürich.

---

1) *Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, Aus: Das zweite Hauptstück. Der freie Geist: Absatz 40 (geschrieben 1885 in Sils-Maria)*
2) *A.a.O. Absatz 160*
3) *A.a.O. Absatz 161*
4) *In der deutschen Sprache ist die «Ton-Einheit» des «sch ...» in den vielen Wörtern, die mit der Bedeutung von «Scham» verbunden sind, eindrücklich, anders als in zahlreichen europäischen Sprachen: so wird mit «shame» im Englischen das meiste ausgedrückt, was «Scham/Schande/Schmach» und «Scham/Scheu» bedeuten; auf Französisch – und analog in den anderen vom Latein beeinflussten Sprachen – wird mit «honte» und «pudeur» die unterschiedliche Bedeutung zum Ausdruck gebracht etc.*
5) *Aus der psycho-analytischen und traumatherapeutischen Literatur empfehle ich Léon Wurmser, Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten, Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg, New York 1997. – Mario Jacoby, Scham-Angst und Selbstwertgefühl, Walter-Verlag, Solothurn, Düsseldorf 1991.*
6) *Joanna Lisiak, Cocktails zum Lesen, Verlag Nimrod, Werkstatt-Reihe, Zürich 2000, S. 41*
7) *Joana Lisiak, a.a.O. aus: «Anordnung», S. 173-174.*
8) *Léon Wurmser, Die Maske der Scham, cf. 5, S. 228 ff.*
9) *gemäss Anna Freud*

würde und achtung statt demütigung

tula roy

warum sind von unserer fotoklasse nur wenige ihrem beruf treu geblieben? statt dessen sind sie taxichauffeur, schreinerin, kellner oder hirten geworden.
unsere lehrer und dozenten vermittelten ein klares berufsbild zu den verschiedenen sparten architektur, industrie, mode, sachaufnahmen und weiteren gebieten. weniger war die rede von der reportage, aber genau dies reizte mich. ich verschlang die reportagen der fotografen, die gemeinsam die bildagentur magnum in paris gegründet hatten.

die namen von fotografinnen waren dünn gesät. spärlich fand ich ihre fotos, die sich mit themen aus ihrer nächsten umgebung befassten: kinder, blumen und stilleben. alle aufnahmen ästhetisch, gut durchkomponiert, vieles im atelier aufgenommen. wenn es aussenaufnahmen waren, war sogar die natur aufgeräumt und ordentlich.

nach meinem studienabschluss plante ich im herbst eine erste reise nach frankreich in die bretagne. in einem kleinen fischerdorf konnte ich für wenig geld ein leerstehendes häuschen mieten.
gleich am zweiten tag begann ich zu fotografieren, ohne mir die umgebung genau angeschaut zu haben. einfach alles, was mir so auffiel, und natürlich immer wieder das blaue oder graue oder silberne meer mit und ohne wellen.
nach einigen tagen getraute ich mich den fischern näher zuzuschauen, wie sie ihre netze flickten. es waren urige typen, barfuss mit aufgekrempelten hosen und schwieligen händen, genau so, wie ich sie mir vorgestellt hatte und auch schon aufnahmen gesehen hatte. ich fragte sie um erlaubnis für einige bilder und sie sagten lachend zu. frühmorgens kamen sie mit ihrer armada an land und ich fotografierte sie beim schiffe reinziehn. sie nannten mich «la petite tula». ich fühlte mich nicht besonders ernst genommen.
die frauen in ihren dunkeln, langen röcken wagte ich noch nicht anzusprechen, ihnen näher zu kommen, schien schwieriger zu sein, als ich angenommen hatte. später erfuhr ich, dass die männer zuhause von mir erzählt hatten und die frauen mich als harmlos einstuften.

nach einer woche kommen kinder zu mir, bringen süssigkeiten und richten den wunsch ihrer mutter aus, dass ich zum kaffee kommen solle.
ich gehe dorthin ohne fotoapparat. beim zweiten besuch wage ich einige bilder von den kindern, später eine kleine serie der frau bei der hausarbeit.
ärgerlich stelle ich fest, dass ich damit das cliché von «die frauen drinnen und die männer draussen» wiederhole.

die männer laden mich ein, eine nacht mitzukommen auf fischfang. ich sage hocherfreut zu. fast die ganze nacht rebelliert mein magen. trotzdem gelingen mir wenige, aber in meinen augen sehr aufregende fotos. die filme entwickle ich zuhause im küchenschrank, den ich mir als improvisiertes labor umfunktioniert habe. die negative bringe ich zum fotografen ins benachbarte dorf und er macht mir ein paar vergrösserungen, ab nun prangen auf dem kaminsims einiger häuser fotos vom fischenden oder netzeflickenden mann und vater.

dann aus heiterem himmel die katastrophe:
ich erwache, weil ein heftiger sturm an den fensterläden rüttelt. beim blick aus dem fenster sehe ich alle frauen stumm versammelt unter peitschenden regengüssen am ufer des tobenden meeres stehen. rasch ziehe ich mich an, die kamera unter meinem overall und renne zum strand. von den durchnässten frauen erfahre ich, dass die armada nicht zurückgekehrt ist. der hafenmeister des nächsten ortes und ein polizist sind dabei, die frauen zu überreden, in die häuser zurückzukehren.
ein langes, banges warten beginnt. ich schäme mich, die weinenden frauen zu fotografieren. ich stehe abseits, kriege meine kamera nicht vor. hilflos gehe ich ins haus. im radio berichten sie vom grössten sturm seit jahrzehnten.

am nächsten tag fallen journalisten und fotografen ins dorf ein. ich erfahre, dass ein journalist von einer frau das foto ihres vermutlich toten mannes, das auf dem kaminsims steht, verlangt. er will es mitnehmen nach paris. die frau weigert sich.
gegen abend klopft es an meiner tür. zwei männer von «paris match» stehen draussen. sie haben von den kindern erfahren, dass eine junge fotografin seit drei wochen im dorf wohnt und sogar mal mit den fischern draussen war. so ein glück für den journalisten! im namen seiner zeitung macht er mir ein grosszügiges angebot, sie wollen alle fotos, die ich in den drei wochen schoss, en bloc übernehmen …

ich hatte den ganzen tag im haus verbracht mit grundsatzgedanken zur fotografie und mir selbst. warum habe ich die frauen am strand nicht fotografiert? bin ich für diesen beruf überhaupt geeignet? so eine gelegenheit vor der linse und den auslöser nicht drücken können? bin ich zu feige? zu wenig draufgängerisch? was ist der wirkliche grund, dass ich die bilder nicht machen konnte? soll ein bild, das einen menschen im tiefsten schmerz zeigt, nicht gemacht

werden? und warum nicht? der schmerz ist ja echt und nicht für die kamera inszeniert. wie will ich eine karriere als reportagefotografin starten, wenn ich bei der ersten gelegenheit versage? habe ich wirklich versagt? hat mich nicht etwas anderes blockiert?
gut. die frauen taten mir leid. ich litt mit ihnen. darf ich als fotografin nicht mitleiden? aber: ist es nicht meine aufgabe, auf schmerz und verzweiflung hinzuweisen? soll ich nicht den betrachtern der bilder zeigen, dass es im leben neben den luxusproblemen auch noch anderes gibt? vielleicht würden eindrückliche bilder die leser ermuntern, für die witwen und waisen geld zu spenden.

ich lasse den reporter stehen unter dem vorwand, dass ich verabredet bin. den ordner mit den negativen klemme ich unter den arm und fahre mit meinem 2cv ins nahe gelegene städtchen.

im café fallen mir endlich die beiden worte ein, die ich nicht hatte finden können: achtung und würde. warum hat die frau das foto ihres mannes nicht hergeben wollen? nicht nur, weil sie befürchtete, dass ihr elend vermarktet wird, sondern weil ihre würde das nicht zulässt. nach meiner rückkehr sehe ich den redaktor vor meinem hause warten. er hat inzwischen mit paris telefoniert und die erlaubnis eingeholt, den angebotenen betrag zu verdoppeln. ich schlucke leer. mit diesem schnellen geld könnte ich ein jahr lang bescheiden leben.

drei tage später spühlt das meer ein paar schäbige planken an land. die reporter sind abgereist. im «paris match» sind einige aufnahmen erschienen: verschlossene häuser, aufgehängte netze, die im winde schaukeln, eilende frauen mit händen vor den gesichtern. tristesse totale. mein geld geht zur neige. auch ich reise ab ...

die nächsten jahre verbringe ich als freie fotografin im vorderen orient. meine reportagen befassen sich vorwiegend mit frauen, die in diesen ländern leben. mit ihnen ins gespräch zu kommen, ist noch schwieriger als damals mit den bretoninnen. ich lerne, dass der zugang zu ihnen nur möglich ist, wenn sie meine achtung spüren und sie dadurch ihre würde bewahren können. ein bisschen spüre ich auch ihren neid, dass ich so ungebunden bin. es schmeichelt mir, als exklusives wesen betrachtet zu werden. blond, blauäugig, selbständig, europäerin allein im orient. aber im laufe der jahre beginne ich immer öfter über die organisation unserer gesellschaft nachzudenken. ich habe das verlangen, wieder dorthin zurückzukehren, wo ich hergekommen bin. nach europa.
die wiedereingliederung fällt mir schwer. meine freundinnen nennen es lachend «tulas kulturschock». ich selber habe das gefühl, immer öfter an meine grenzen als fotografin zu stossen. ich empfinde meine arbeiten als durchschnittlich und wenig aussagekräftig. irgend etwas fehlt. aber was?
ich falle auch nicht mehr auf. ich bin nicht mehr eine exotische frau. viele sehen so aus wie ich. viele sind so selbständig wie ich. wenn ich für meine fotos honorar bekomme, habe ich so was wie ein schlechtes gewissen, weil ich selber mit dem resultat nicht zufrieden bin.
eine zwischenbilanz ist notwendig. ich möchte mehr als nur diese flachen bilder. ich möchte die stimmen und bewegungen der menschen sehen, die ich abgelichtet habe. mit einer super-8 kamera realisiere ich den ersten film. plötzlich scheint die schwere von den bildern zu fallen. frauen erzählen von ihrem leben, ihrem platz in dieser gesellschaft, wo sie keine gleichberechtigung erfahren und nischen finden müssen um zu überleben. sie erzählen von ihren ausbruchversuchen, ihren politischen aktivitäten – obwohl sie noch kein stimm- und wahlrecht besitzen – von ihren freuden und kämpfen.

die anliegen, die wir in den filmen gemeinsam formulieren, sind meistens anliegen von randgruppen, von jugendlichen, von behinderten. jeder film ist eine neue herausforderung. jedesmal versuche ich, gemeinsam mit den menschen, die mir erlauben mit ihnen zu filmen, einen weg zu gehen, der uns gegenseitig weiterbringt. als fertiges produkt soll er vor unseren augen bestehen können.

seit ich filmerin bin, bin ich auch wieder zur fotografin geworden, die gern ein stummes bild abliefert, weil ich eine zusätzliche möglichkeit gefunden habe zu zeigen, was mir unter den nägeln brennt. zur formalen und ästhetischen aussage sind die stimmen und die bewegungen von menschen dazugekommen. von menschen, die bereit sind, ohne scham von sich zu berichten.

---

tula roy ist freischaffende fotografin und filmemacherin. sie realisiert vorwiegend dokumentarfilme mit frauen, jugendlichen und behinderten. sie arbeitet regelmässig für redaktionen und stellt von zeit zu zeit ihre fotos aus.

Schamlose Reiche – verschämte Arme?

Elisa Streuli

In der Schweiz verfügen laut Vermögensstatistik 3% der Steuerpflichtigen über gleich viel privates Vermögen wie die restlichen 97% (ESTV 1999). Angehörige der obersten Einkommenskategorien bezahlen in der Schweiz europaweit am wenigsten Steuern. Bei Umfragen plädiert eine Mehrheit für die Verringerung der sozialen Ungleichheiten, allerdings variiert diese Beurteilung mit dem eigenen Einkommen: Von jenen, die weniger als 4000 Franken im Monat verdienen, stimmen 61% dem Satz «In der Schweiz sind die Einkommensunterschiede zu gross» zu, bei jenen mit einem Einkommen über 8000 Franken sind es nur noch 36% (Stamm et al. 2003). Ist die Schweiz deshalb ein Volk von wenigen schamlosen Reichen, von einer wachsenden Menge verschämter Armen und einer gleichgültigen Mittelschicht?

Vor der Aufklärung war der private Reichtum aufgrund der Standeszugehörigkeit schon von Geburt an festgelegt. Adlige verfügten über Ländereien und Besitztümer, während die Menschen im Bürger- und Bauernstand ihren Lebensunterhalt aus ihrer Arbeit mehr oder weniger mühevoll bestritten. Dies änderte sich mit der Aufklärung und dem Aufschwung des Bürgertums. Mit dem Credo «Jeder ist selbst seines Glückes Schmied» sollten alle die Chance haben, mit Fleiss und Können beruflich erfolgreich und damit auch glücklich zu werden. Nicht die Geburt, sondern das eigene Verdienst sollte die gesellschaftliche Position bestimmen. Und umgekehrt: Wer reich ist, hat offenbar hart dafür gearbeitet. Finanzieller Reichtum gilt auch heute weitgehend als persönliches Verdienst, selbst wenn das Vermögen von der Elterngeneration geerbt wurde.

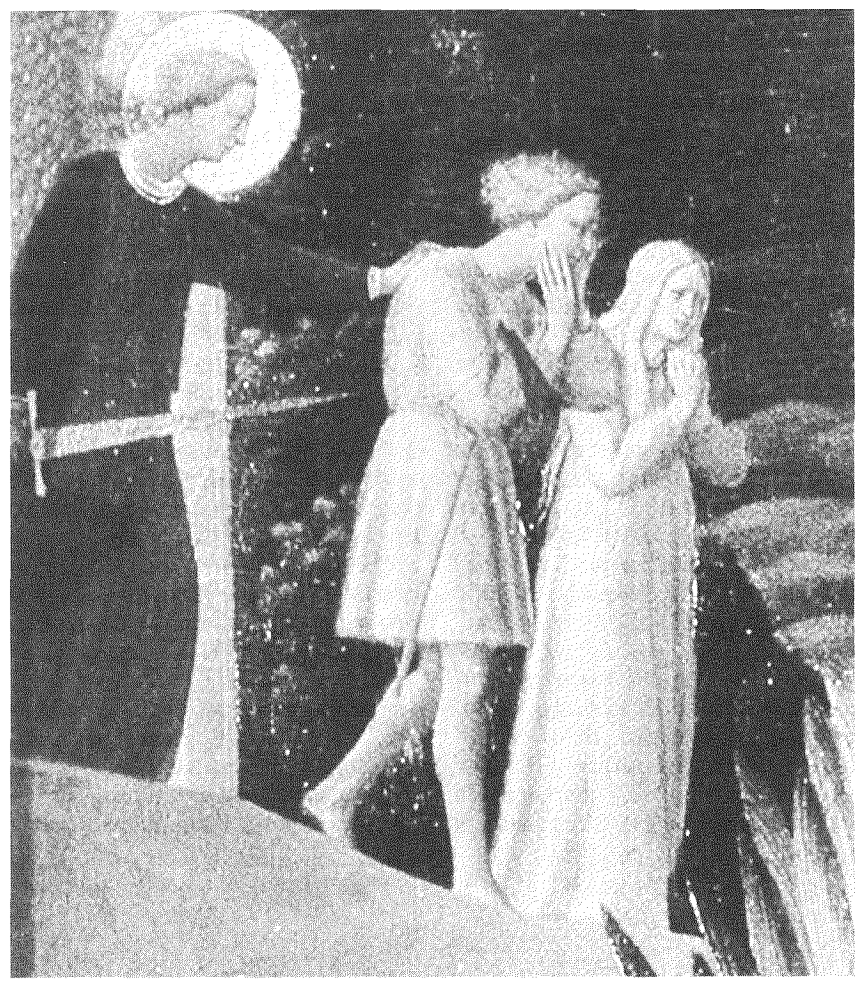
Reich – ohne Scham

Reiche leben auf Kosten von Armen, sie haben kein soziales Gewissen, geschweige denn eine soziale Verantwortung – diese Behauptung ist nicht völlig falsch, sie greift jedoch zu kurz.

Der Basler Soziologe Ueli Mäder hat insgesamt 30 Gespräche mit Reichen geführt (Mäder; Streuli 2002). Darunter sind solche, die fast keine Steuern bezahlen und auch noch stolz darauf sind; andere wiederum sehen ihren Reichtum als gesellschaftliche Verpflichtung an. Sie unterstützen soziale oder kulturelle Institutionen oder errichten ganze Museen. Andere spenden bei Natur-Katastrophen und für Entwicklungsprojekte oder helfen spontan Menschen in Krisensituationen; wieder andere stellen der Hausbesetzerszene leerstehende Häuser zur Verfügung oder setzen sich für MigrantInnenfamilien ein. Einige leben luxuriös in mehreren Villen, wechseln alle paar Monate ihr Auto, fliegen für ein Konzert oder eine Ausstellung kurzerhand nach New York oder Tokio. Andere leben bescheiden in einer kleinen Wohnung, ein anderer arbeitet als einfacher Angestellter, bei dem niemand um sein Millionenvermögen weiss.
Franziska Bärlocher hat für ihre Lizentiatsarbeit zehn reiche Frauen befragt, die auf unterschiedlichen Wegen zu Reichtum gelangt sind. Trotz aller Ungleichheiten in den Lebensstilen verfügen alle über eine Freiheit in der Lebensgestaltung, welche ihnen der Reichtum ermöglicht. Die meisten grenzen sich ab von der oberflächlichen «Schicki-Mickeria»:

«Reichtum, der sich nur im Konsum erschöpft, (...) ist ja ein sinnloser Reichtum! Wie viele Steaks können Sie denn fressen, in wie vielen Ferienhäusern können Sie gleichzeitig sitzen? (...) Der eigentliche Reichtum (...) ist ja die Freiheit, wieder mit dem für andere etwas zu machen.» (Bärlocher 2002)
Alle engagieren sich kulturell oder sozial, einige von ihnen haben Stiftungen gegründet, die sie als gesellschaftliches Korrektiv betrachten. Darüber hinaus bietet das philanthropische Engagement eine Möglichkeit, ihr latent schlechtes Gewissen angesichts ihrer privilegierten Position in ein sinnstiftendes Deutungs- und Handlungsmuster umzuleiten:
«Ich denke in unserer Welt, in der einem tagtäglich so viel Schwieriges, Problematisches und Ungutes begegnet und präsentiert wird, kann man sich nicht distanzieren und sagen, mir geht es ja gut, ich bin wohl mit meinem Haus, meinem Wintergarten und meinem Hund und allem was ich habe.» (Bärlocher 2002)

Die Studien zeigen ein differenzierteres Bild der Realität als das Klischee von den «schamlosen Reichen». Was die meisten Reichen jedoch verbindet, ist die Auffassung, dass es ihnen selbst überlassen bleiben soll, wie sie ihre soziale Verpflichtung wahrnehmen. Mehr staatliche Abgaben zur Umverteilung



Ausschnitt aus dem Triptychon von Fra Angelico (Vertreibung aus dem Garten)

sind häufig verpönt und jene, die in privaten Gesprächen einer höheren Steuerprogression oder einer Kapitalgewinnsteuer positiv gegenüberstehen, wollen dies nicht öffentlich vertreten. Bei allen Differenzierungen ist bei Reichen ein spezifischer «Habitus» auszumachen, eine Art zu leben, die sich auf ein materielles Sicherheitsgefühl stützt, aus dem sich wiederum ein Stück Selbstbewusstsein schöpfen lässt.

Armut – Scham inbegriffen

Anders ist dies bei sozial Benachteiligten, denen diese materielle Sicherheit fehlt und die in einer fragilen Balance zwischen minimaler Existenzsicherung und ständiger Überforderung leben. Zu ihnen gehört zum Beispiel Frau E.

Frau E. (35), einst eine erfolgreiche Sportlerin, wurde unmittelbar nach ihrer Qualifikation für die Weltmeisterschaften schwanger. Der Traum vom grossen sportlichen Triumph war damit zu Ende. Der Vater des Kindes verschwand spurlos. Frau E. änderte von dem Moment an, an dem sie in Erwartung war, ihr Leben radikal. Sie hatte keine abgeschlossene Ausbildung und ein schlechtes Gewissen ihrem Kind gegenüber, dem sie nicht das würde bieten können, worauf ein Kind ihrer Meinung nach Anrecht hätte. Sie beschloss, alles erdenkliche zu tun, damit es dem Kind – unter den gegebenen widrigen Umständen – möglichst gut gehen sollte. Frau E. fühlte sich verpflichtet, ihr Kind selbst zu betreuen und nur Stellen anzunehmen, bei denen sie es mitnehmen konnte. Jetzt, wo ihre Tochter zur Schule geht, bereitet ihr Frau E. jeden Mittag ein warmes Essen zu.

Dies bedeutet, dass Frau E. keine Ganztagesstelle annimmt und morgens nur ein paar Stunden – meist als Putzfrau in Privathaushalten – arbeitet, so dass es ihr noch rechtzeitig zum Einkaufen und Kochen reicht. An drei Nachmittagen arbeitet sie als Kioskverkäuferin. An diesen Tagen muss sie immer darauf achten, vorher nichts zu trinken, damit sie während der Arbeitszeit nicht zur Toilette muss. Denn dies würde bedeuten, dass sie den Kiosk unbeaufsichtigt lassen müsste und alles, was anschliessend fehlen würde, selbst zu bezahlen hätte. Oder um eine Pause zu machen, müsste sie den Kiosk abschliessen und vorher alles wegräumen, um es nachher wieder aufzubauen. Da würden wahrscheinlich die Kunden reklamieren und sich möglicherweise sogar beim Arbeitgeber beschweren. So ist es für Frau E. am einfachsten, nach halb zwölf Uhr mittags nichts mehr zu trinken. An den anderen beiden Nachmittagen hilft sie aus, wo immer nötig, seien es Ablösedienste, Botengänge oder als Begleiterin bei Invalidentransporten. Frau E. jammert nicht über ihr Leben; es sei nun mal so, wie es sei. Nur einmal, als ich sie fragte, ob sie ihre frühere Sportart noch ab und zu ausübe, gab sie zur Antwort: «Ich glaube, du hast keine Vorstellung davon, wie ich lebe.»

Ihre diversen Arbeiten reichen nicht zur Deckung des Existenzminimums, doch ausser Prämienverbilligungen für die Krankenkasse und einem Mietzuschuss von der Sozialhilfe lässt sie sich nichts bezahlen. Sie findet, dass sie kein Recht dazu hätte, da sie sich ihr Leben schliesslich selbst so eingebrockt habe. Ein grosser Erfolg war, als ihre Tochter aus der Schule mit einem schlechten Ruf als eine der wenigen den Übertritt ins Gymnasium schaffte. Doch Frau E. betont, dass sie daran überhaupt kein Verdienst habe, da sie der Tochter nie viel bei den Hausaufgaben helfen konnte. Ihr Ziel ist es, noch bis zur Volljährigkeit ihrer Tochter für diese da zu sein, damit habe sie dann ihre Lebensaufgabe erfüllt.

Alleinerziehende, dies ergab eine Studie des Bundesamts für Statistik, leben am häufigsten unter oder knapp über dem Existenzminimum. Fast jede fünfte ist auf zusätzliche Sozialhilfe oder Krankenkassenverbilligungen angewiesen, um den Lebensbedarf zu decken, obwohl sie zumindest teilzeitlich erwerbstätig sind (BFS 2003).

Auch Familien mit mehreren Kindern, insbesondere ausländische Familien, leben häufig unter dem Existenzminimum. Als «Sozialschmarotzer» oder «faule Hunde» stigmatisiert, versuchen viele krampfhaft, ihre Armut zu verbergen. Teure Statussymbole geben ihnen nach aussen den Anschein, zu einer Gesellschaft dazu zu gehören, die sich vor allem über Arbeit, Konsum und kostspielige Freizeitaktivitäten definiert. Eine Studie von Ausgesteuerten ergab, dass ein Sechstel von ihnen ihre Langzeitarbeitslosigkeit gegenüber Verwandten und Freunden verheimlicht (Aeppli 2000). Viele haben gesundheitliche Probleme, leben in günstigen und deshalb oft lärmigen Wohngebieten; für kulturelle Aktivitäten oder die nötige Erholung fehlt ihnen die Zeit oder das Geld und häufig beides. Das Klischee der «verschämten Armen» entspricht bei vielen der Realität. Ihre Biographien repräsentieren nicht die Schmiede und Sekretärinnen des eigenen Glücks, sondern zeigen Erwerbslose, Hilfsarbeiter oder Teilzeitverkäuferinnen, welche den Wirtschaftsschwankungen unmittelbar ausgesetzt sind.

Mythos Chancengleichheit

Die Gespräche mit Armen und mit Reichen in der Schweiz deuten auf enorme soziale Unterschiede hin. Diese Unterschiede werden zwar mehrheitlich als ungerecht empfunden, doch lassen sich Abstimmungen, welche Steuersenkungen für Reiche versprechen und den Erwerbslosen die Taggelder kürzen, problemlos gewinnen. Die Ungleichheiten werden offenbar noch immer überlagert durch die Hoffnung auf zukünftigen Reichtum, den man sich nicht im vornherein wieder durch Steuern beschneiden lassen möchte. Einzelbeispiele von Aufsteigern aus armen Verhältnissen drängen strukturelle Ungleichheiten in den Hintergrund. Stattdessen wird der individuelle Aufstieg betont in einer Gesellschaft, die dem Leitbild der Chancengleichheit verpflichtet ist und die Ungleichheit im Ergebnis legitimiert. Dass die gesellschaftlichen Positionen jedoch nicht zufällig, sondern systematisch ungleich verteilt sind, dass Menschen aus einer unteren Schicht eine sehr viel höhere Wahrscheinlichkeit haben, selbst wieder in benachteiligten Verhältnissen zu leben zeigt, dass es sich bei der hoch gepriesenen Chancengleichheit in der Schweiz weitgehend um einen Mythos handelt. Zur Lösung dieses Problems sind nicht nur individuelle Zuwendungen von Reichen – so hoch sie auch in vielen Fällen sein mögen – sondern ebenfalls strukturelle Massnahmen im sozialen, aber auch im Bildungs- und Erwerbsbereich gefragt. Die Zustimmung zu solchen Umverteilungsmassnahmen hängt wiederum sowohl von den Reichen als auch von der Mehrheit der Bevölkerung in den mittleren sozialen Lagen ab.

Elisa Streuli, Dr. phil., Soziologin, Dozentin an der Hochschule für Pädagogik und Soziale Arbeit beider Basel und Lehrbeauftragte am Soziologischen Institut der Universität Basel. Co-Autorin des Buches «Reichtum in der Schweiz – Fakten, Porträts, Hintergründe», zusammen mit Ueli Mäder.

Bibliographie

Aeppli, Daniel Christian. 2000. Die Ausgesteuerten. Situationsbericht – dritte Studie. Bern: Verlag Paul Haupt.

Bärlocher, Franziska. Wohlstandsfrauen – Eine qualitative Studie zum Selbstverständnis reicher Frauen in der Schweiz: Februar 2003. Departement Sozialarbeit und Sozialpolitik der Universität Fribourg CH.

BFS, Bundesamt für Statistik. 2003. Working Poor in der Schweiz. Ausmass und Risikogruppen auf der Basis der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung 2002 (SAKE). Neuchâtel: Bundesamt für Statistik.

ESTV, Eidg. Steuerverwaltung. 1999. Gesamtschweizerische Vermögensstatistik der natürlichen Personen 1997.

Mäder, Ueli; Elisa Streuli. 2002. Reichtum in der Schweiz. Porträts, Fakten, Hintergründe. Zürich: Rotpunkt.

Stamm, Hanspeter, Markus Lamprecht und Rolf Nef. 2003. Soziale Ungleichheit in der Schweiz – Strukturen und Wahrnehmungen. Zürich: Seismo.

Der schamhafte Gott

Gerburgis Feld

Das Alte Testament kennt unzählige Situationen, in denen sich Menschen schämen: vor sich selbst, vor anderen oder vor Gott: sie verhüllen ihr Gesicht, streuen Asche aufs Haupt, gehen in Bussgewändern, schweigen und fasten tagelang. Die biblischen Texte betonen, übereinstimmend mit aktuellen psychologischen Erkenntnissen, das Vorkommen von Scham in sozialen Kontexten und verdeutlichen sie als Reaktion auf die entweder subjektiv empfundene oder auch die objektiv herbeigeführte Herabsetzung der Würde eines Menschen oder einer Menschengruppe. Für beide Zusammenhänge benutzt das Hebräische denselben Wortstamm – bôs. Doch Gott kommt im Zusammenhang der Rede von Scham nur als der vor, vor dem sich der Einzelne oder das Volk Israel schämen muss. Dies betonen insbesondere die Propheten in ihren Gerichtsankündigungen gegen Israel oder fremde Völker (z.B. Hos 2,4; Jer 14,7-9; Ez 32, 24f.). Auch die BeterInnen der Psalmen kennen die Scham sehr gut (z.B. Ps 31,2; 69,20; 106,23). Doch Gott selbst? Kann man überhaupt so nach Gott fragen im Zusammenhang mit einem für Menschen typischen Gefühl?

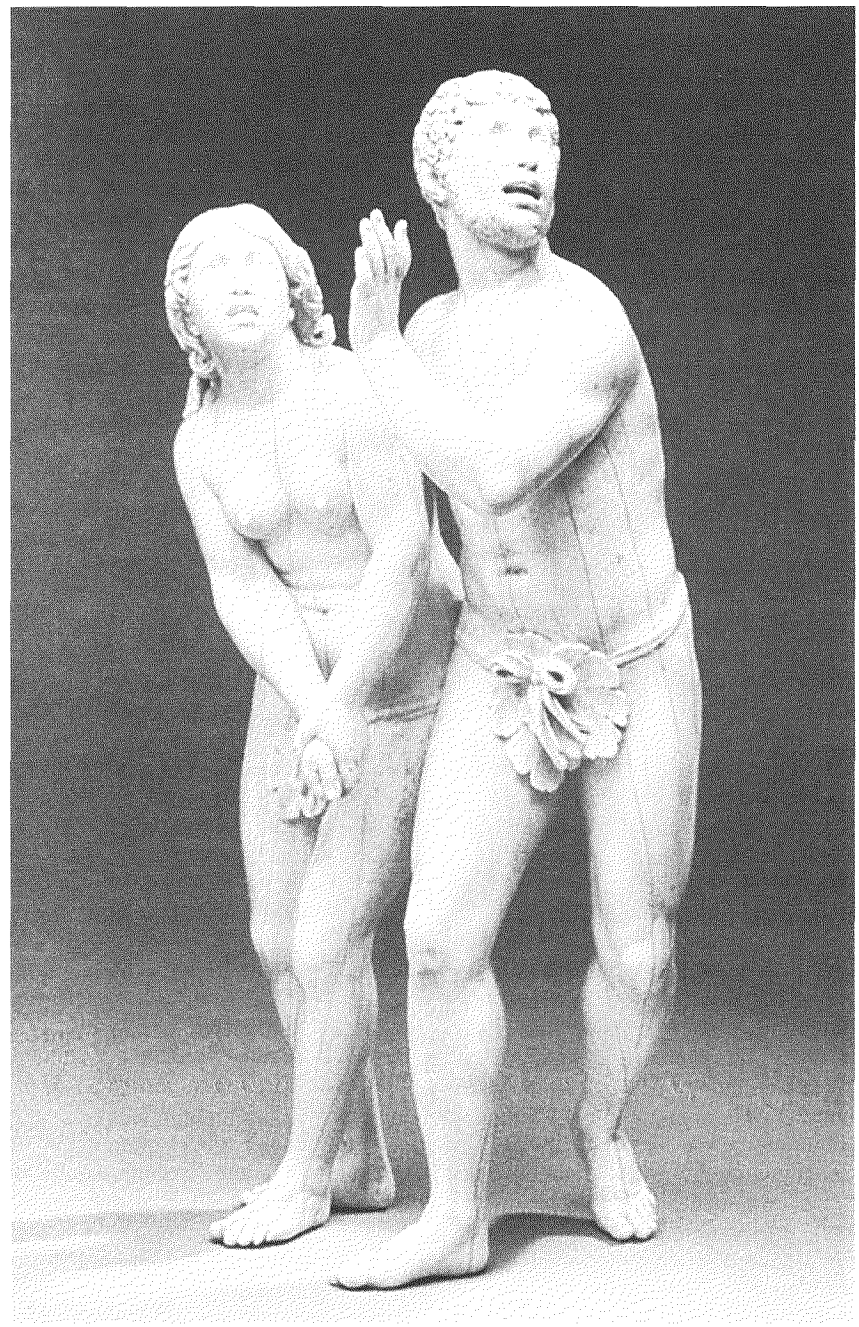
Gott doch nicht!

Die biblischen AutorInnen haben keine Hemmung von Gott in Anthropomorphismen zu reden; dies gilt für positive wie negative menschliche Befindlichkeiten. Gott ist ein liebender, erbarmender, grossherziger oder auch geduldiger Gott. Er ist aber auch zornig, eifernd und sogar eifersüchtig. Die Bibel erzählt von Gott gerade nicht als einem dem Menschen absolut fremden und von ihm distanzierten Wesen. Mit Hilfe dieser personalen Zuschreibungen wird Gott in Beziehung mit der Geschichte der Menschen gesetzt und von einem dem Menschen begegnenden Gott erzählt. Und so wie er all die anderen Äusserungen menschlichen Daseins und Empfindens wie Liebe, Hass, Zorn und Wut kennt, so sollte er dann vielleicht auch Scham kennen.

Was hindert uns folglich daran dieser Frage nachzugehen? Die Antwort scheint in der Tatsache zu liegen, dass wir, so sehr wir um die sozialen Funktionen und auch Auslöser dieses Gefühls wissen, es doch innerlich immer als ein Erleben von Versagen, von Schwäche und Unzulänglichkeiten kennen. Und das kann und sollte auf Gott nicht zutreffen! Denn was nützt ein Gott, der wie wir, in der Auseinandersetzung mit der Welt deren Spielregeln nicht kennt und folglich beschämt wird? Die biblischen AutorInnen haben hier einen ganz anderen Zugang zur Frage nach Gott und «seiner Person». Vom ersten bis zum letzten Buch der Bibel versuchen sie nicht nur Gottes Geschichte mit den Menschen, sein Handeln am und für das Volk Israel, sowie sein Handeln an und mit Jesus darzulegen. Was sie darüber hinaus entfalten, ist auch ein Stück weit die Entwicklungsgeschichte Gottes in seiner Beziehung zu den Menschen.

Gott lernt – auch durch Scham

So «lernt» Gott bereits in der Paradiesgeschichte, dass sich die Menschen nicht an die von ihm gegebenen Anweisungen halten. Auf dieses Fehlverhalten des Menschen und seine neu empfundene Scham angesichts seiner Nacktheit reagiert Gott mit Kreativität und Anpassungsvermögen. Zum einen vertreibt er die Menschen aus dem Paradies – die Aufenthaltsgenehmigung dort haben sie angesichts ihres sich so geäusserten Menschseins verwirkt –; zum anderen fertigt er Kleider für sie an, um ihre Scham in Grenzen zu halten, und informiert sie über die ihnen nun zur Verfügung stehenden Lebensverhältnisse. Gott entlässt seine Kinder. Aber er lässt sie nicht ohne die nötigen Hilfen gehen. Gott steht quasi unter Zugzwang: Er hat



«Adam und Eva bei der Vertreibung aus dem Paradies», Leonhard Kern (1588 – 1662)

diese Menschen erschaffen, so wie sie sind, und er ist verantwortlich. Dieser theologische Grundsatz ist grundlegend für das Verständnis der biblischen Darstellung Gottes. Gott ist zwar «der/die/das ganz Andere». Aber wesentlich ist, dass er als Schöpfergott in Verantwortung für den Menschen und dessen Geschichte steht. Und für die jüdisch-christliche Tradition ist dies der Anlass zur Hoffnung für den Menschen, der in seiner Begrenztheit und Fehlbarkeit die «sehr gute» Schöpfung (so Gen 1,31) immer wieder gefährdet.

Um aber die schöpfungsgefährdenden Aktionen des Menschen in Grenzen zu halten, bedarf es immer wieder des Eingreifens Gottes. Und davon erzählt die Bibel, das AT mehr noch als das NT, auch in der Form von Gottes Umkehr und sogar Scham. Instruktiv ist hier[1] die Erzählung vom «Abfall des Volkes Israel zum Goldenen Kalb».

Menschlicher Treuebruch und Zorn Gottes

Das Buch Exodus ist bis heute befreiungstheologisch wirksam: Die Überlieferung vom Auszug des Volkes Israel aus Ägypten – ausgestaltet mit märchenhaften Zügen wie der Rettung des ausgesetzten Säuglings Mose, den Plagen und dem Meerwunder –, der Durchzug durch die Wüste, der Bau des Heiligtums am Sinai und insbesondere der Dekalog sind Grundlage der jüdisch-christlichen Tradition, sowohl ihres Bildes von Gott als auch vom Menschen. Dem Gott, der die einmal aufgenommene Beziehung zum Menschen geschichtlich durchhält und mitgeht, entspricht der Mensch, der sich, so er die im Dekalog gegebenen Anweisungen befolgt, in seinen interpersonalen Kontexten verantwortlich zeigt und so «seinem Gott» treu bleibt. Beim Bundesschluss am Sinai antwortet das Volk auf Gottes Angebot (Ex 19,5): «Wenn ihr nun auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, dann sollt ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein.» Und das ganze Volk antwortet: «Alles, was JHWH befohlen hat, wollen wir tun!» Wenig später – in der redaktionellen Endfassung des Buches – werden die Anordnungen JHWHs im Dekalog konkretisiert. Das erste der zehn Gebote lautet: «Du sollst keine anderen Götter haben als mich.» (Ex 20,3)

Bedeutsam ist, dass JHWH entsprechend dieses Gebotes handelt – er hat Israel aus Ägypten und durch die Wüste geführt, er hat ihnen Regeln zum Gelingen menschlichen Zusammenlebens gegeben. Aber gerade in dem Moment, als er Mose, dem Führer der Israelgruppe, seine Weisungen – laut biblischer Erzählung – in Form steinerner Tafeln anvertraut, bricht das Volk aus dieser Beziehung zu seinem Gott aus. Sie formen sich ein goldenes Kalb, bringen Opfer und beten es an: «Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Ägypten herausgeführt hat!» (32,4)

Gottes Reaktion ist äusserst menschlich: Zunächst wirft er Mose vor, dass es sein Volk sei, das er aus Ägypten herausgeführt habe, das nun gegen ihn frevle (32,7). Und weiter: «Ich habe dieses Volk beobachtet und gesehen, dass es ein halsstarriges Volk ist. Nun lass mich, dass mein Zorn gegen sie entbrenne und ich sie vertilge.» Offensichtlich kann Gott nicht glauben, was «da unten» passiert. Während er oben auf dem Berg mit Mose als Mittler die Richtlinien für die Zukunft dieses Volkes festzulegen sucht, vergisst dieses Volk, wem es die Befreiung zu verdanken hat. Mensch und Gott sind hier nicht nur räumlich getrennt.

Appell an Gottes Ehrgefühl

Aber Mose weiss dem göttlichen Zorn zu wehren, indem er nicht zulässt, dass Gott sich aus der Verantwortung für sein Volk stiehlt. In V. 11 spricht Mose zu JHWH: «Warum, JHWH, soll dein Zorn wider dein Volk entbrennen, das du mit grosser Kraft und mit starkem Arm aus Ägypten herausgeführt hast?» Nach dieser Erinnerung und Zurechtweisung appelliert Mose im zweiten Schritt an Gottes Ehrgefühl: «Sollen denn die Ägypter sagen dürfen: In schlimmer Absicht hat er sie herausgeführt, um sie im Gebirge umzubringen und sie vom Erdboden zu vertilgen?» – Das wäre das Ende des Volkes Israel, aber auch das Ende eines Gottes, der sich lebenszerstörerischen Mächten gegenüber wie in Ägypten als überlegen erwiesen hatte. Es wäre nur noch ein Gott wie so viele andere in der Umwelt Israels, denen die Menschen lediglich als Spielball zum Erweis ihrer Göttlichkeit dienten. Aber genau diesen Gott hatte Israel nicht gemeint. Zur Untermauerung und Verstärkung erinnert Mose Gott drittens an seine Versprechungen gegenüber Abraham, Isaak und Israel, so V. 13: «Denke an Abraham, Isaak und Israel, deine Knechte, denen du bei dir selbst geschworen und denen du verheissen hast: Ich will eure Nachkommenschaft so zahlreich machen wie die Sterne des Himmels, und dieses ganze Land, von dem ich gesprochen habe, will ich euren Nachkommen geben, damit sie es für immer besitzen.»

Dieses dritte Argument, JHWHs Wort an die Erzväter, findet sich in der zweiten Abschiedsrede des Mose[2] noch deutlicher formuliert: «Sie sind doch dein Volk und dein Erbe!» (Dtn 9,29) – Es ist nicht irgendein Volk, für das Mose hier solidarisch bei Gott eintritt. Es ist das Volk Israel, Gottes unveräusserlicher Erbbesitz. JHWH ist somit herausgefordert: Gewährt er diesem Volk und diesen Menschen, die nun einmal so sind wie sie sind, die einmal zugesagte Bestandsgarantie oder fällt er hinter sein eigenes Wort zurück?

Gottes Scham und Umkehr

Die biblischen Leser- oder HörerInnen hätten in Kenntnis der Sintflutgeschichte die Antwort gewusst, die nun auch in Ex 32 folgt (V. 14): «Da liess sich JHWH das Unheil gereuen, das er seinem Volk angedroht hatte.»

Schon in der Flutgeschichte hatte sich gezeigt, dass die im Erzählduktus dramatisch angelegte Entwicklung des Menschen hin zum Abfall von Gott nur durch Gottes Umkehr aufgefangen werden konnte. Und gerade die Flutgeschichte, «bei der einst anthropomorph die sich vom Menschen abkehrenden Emotionen und Affekte (JHWHs) zu registrieren waren, zeigt, dass sich JHWH, der Schöpfergott, an den Menschen, so wie er nun einmal vorkommt, 'gewöhnt' hat.»[3]

Diese im Rahmen der Urgeschichte gefundene Gottesvorstellung muss sich aber immer wieder bewähren. Und deshalb ist Gottes Umkehr – und die diese Umkehr begründende Scham – angesichts menschlichen widergöttlichen Handelns gerade auch ein Thema der biblischen Geschichtsdarstellung.[4]

Die biblischen AutorInnen dieser Texte haben erkannt und umzusetzen versucht, was Karl Barth einmal so formulierte: «Dass sie im Argen liegt, das weiss die Welt auch so – nicht aber, dass sie in den guten Händen Gottes von allen Seiten gehalten ist.»[5]

Gerburgis Feld, geb. 1958, verheiratet, Diplomtheologin und Altphilologin, arbeitet z.Zt. als Gymnasiallehrerin und lebt in Paderborn.

---

1) Neben anderen Erzählungen wie z.B. Gottes Umkehr nach der Sintflut Gen 9,12f. oder sein Eingehen auf Abrahams Fürsprache für die Sodomiter Gen 18,22-33.

2) Dtn 1-11 enthalten zwei Abschiedsreden des Mose an sein Volk.

3) N.C. Baumgart, Die Umkehr des Schöpfergottes. Zu Komposition und religionsgeschichtlichem Hintergrund von Gen 5-9; Freiburg/Basel/Wien 1999, S. 567.

4) Gegen die Meinung vieler, die sich aufgrund der lexikalischen Belege überwiegend auf die prophetische Literatur konzentrieren.

5) K. Barth, Einführung in die evangelische Theologie, Zürich 1962, S. 104.

Südafrika

Täter – Opfer – Profiteure

Leni Altwegg

Die «Wahrheits- und Versöhnungs-Kommission» in Südafrika wurde nach dem Apartheid-Regime als Ort der Anklage geschaffen, als Ort, wo erlittenes Leid ausgesprochen werden konnte. An den Sitzungen dieser Kommission wurden Menschenrechtsverletzungen öffentlich gemacht. Betroffene konnten ihren Fall vorbringen, wurden angehört, ernst genommen und konnten dadurch oftmals ein Stück ihrer verlorenen Würde zurückgewinnen. Diese Kommission machte eine wesentliche Feststellung: Es gibt im Prozess von Diskriminierung und Unterdrückung nicht nur Täter und Opfer, sondern eine grosse Zahl von bewussten und unbewussten Profiteuren. Ohne Profiteure könnte so viel Unrecht gar nicht geschehen. Diese Profiteure können einzelne Personen innerhalb eines Gesellschaftssystems sein, es gibt aber auch politische oder wirtschaftliche Profiteure, die über politische oder geschäftliche Beziehungen mit einem Unrechtsregime verbunden sind.

Schweiz – Südafrika

Anti-Apartheid-AktivistInnen in aller Welt, auch in der Schweiz, sahen diese Zusammenhänge schon früh und klagten Industrien und vor allem Banken an, die am Geschäft mit Südafrika «schamlos» verdienten und damit das Unrechts-Regime unterstützten. Warum waren diese Profiteure so unempfindlich gegenüber Protesten und Boykotten? Warum erschwerten und erschweren unsere Bundesbehörden und zum Teil auch Kirchen Untersuchungen über die damaligen Vorgänge? Warum gilt das Gleiche sogar für die jetzige Regierung in Südafrika, deren Mitglieder bis zum Wandel selbst als scharfe Ankläger auftraten?

Wahrscheinlich hat das tatsächlich etwas mit Scham zu tun. Scham empfindet man, wenn das, was man tut oder wie man ist, nicht der Norm entspricht. Welcher Norm? – die Frage stellt sich sofort.

In Gesprächen mit Banken-Vertretern betonten diese immer wieder, dass ihr Handeln streng den Geschäftsgepflogenheiten der Bankenwelt entspreche, dass sie sich keines Unrechtes bewusst seien, weil ihr Handeln der Ethik ihrer Branche entsprechen würde. Ich frage mich tatsächlich, welche Normen in einer globalisierten Welt Geltung haben sollen: christliche – allgemein religiöse oder solche, die sich an der Deklaration der Menschenrechte orientieren? Oder gilt stattdessen in der Wirtschaft primär die Profitmaximierung?

Die nachträglichen Rechtfertigungen der Banken, die behaupteten, die wirtschaftliche Unterstützung habe den Wandel in Südafrika beschleunigt, obschon eher das Gegenteil der Fall war, zeigt vielleicht doch ein gewisses Unrechtsbewusstsein dieser Kreise. Vielleicht ist es auch ein Zeichen von Scham, wenn Archive dem Zugriff von Aussenstehenden verschlossen bleiben und historische Nachforschungen behindert werden.

Scham der Täter – Scham der Opfer

Die Wahrheits- und Versöhnungs-Kommission hat bei ihren Hearings festgestellt, dass sich die Opfer im Durchschnitt eher mehr schämten, ihre Aussagen zu machen, als die Täter. Bei diesen ist die Angst vor Rache ein bedeutsamer Grund zu schweigen. Allgemein kann gesagt werden, dass Scham sehr eng mit Würde verknüpft ist. Opfer, vor allem Folteropfer, sind – als extrem Ausgelieferte – derart tief in ihrer Menschenwürde verletzt worden, dass das Reden darüber zum Teil gar nicht mehr möglich ist, weil es sie nochmals traumatisieren würde. Jahrzehntelange Diskriminierung, Entwürdigung, Bedrohung und Erfahrungen von Morden im engen Umkreis lassen in den Opfern tiefe Schamgefühle entstehen, die auch nach einer Veränderung der sozialen und politischen Situation nicht einfach verschwinden und Opfer oft in ihrer passiven Rolle verharren lassen.

Die Täter hingegen blieben auch dann Handelnde, wenn sie ihre Rolle nicht freiwillig übernommen hatten. Sie bekamen eine Rechtfertigung «von oben» (sei dies religiös, gesellschaftlich, politisch oder militärisch) geliefert und konnten diese laufend ausgestalten und in ihre Existenz integrieren. Sie wurden durch die geltenden Normen der Apartheid-Regierung, aber auch der herrschenden gesellschaftlichen Strukturen gerechtfertigt. Für viele von ihnen galt diese Norm über den Wandel hinaus, andere mussten sich wohl mit Beschönigungen und Verdrängungen behelfen. Aufrichtige Scham und Reue zeigten nur einige wenige. Die Uneinsichtigen blieben in ihrem Umfeld, das ihre Gesinnung weitgehend teilte, akzeptiert und brauchten sich nicht zu schämen.

Was nun?

Scham ist ein äusserst unangenehmes Gefühl. Wer kann, sucht sie zu vermeiden. Es liegt deshalb nahe, Bewusstsein über eigenes Unrecht zu verdrängen, wo immer es geht. Das Beharren auf Unschulds-Beteuerungen der Banken ist zwar unklug, weil die Öffentlichkeit doch inzwischen über verschiedene Tatbestände Bescheid weiss. Es ist aber nicht unverständlich, besonders da die Schuldigen ja mehrheitlich zu einer früheren Generation gehören. Zusätzlich haben die damals erwirtschafteten Profite zur heutigen Prosperität beigetragen.

Auf der andern Seite sind da die Opfer. Zum Teil sind es solche, deren psychische und physische Traumata dringend einer Behandlung bedürften. Es sind Familien, die ihre(n) ErnährerInnen verloren haben; oder es sind Nachkommen, die noch immer in einem extremen materiellen Elend leben. Sie haben ihre Scham überwunden, ihre Klagen öffentlich gemacht. Von den versprochenen finanziellen Entschädigungen haben die Wenigsten etwas gesehen. Doch es geht auch nicht nur darum. Es liegt ihnen mindestens ebenso sehr daran, dass das schreiende Unrecht, das ihnen angetan wurde, öffentlich anerkannt wird. Die Meisten wären mit einer ernsthaften Entschuldigung und einer (für unsere Begriffe) kleinen Entschädigung zufrieden – eine wirklich angemessene Wiedergutmachung ist ja gar nicht möglich. Einige wenige Industriebetriebe wollen gesundheitlich Geschädigte finanziell entschädigen, doch das sind kleine, bescheidene Schritte.

Meiner Ansicht nach läge es auf der Hand, dass die Banken – mit einem Wort der Entschuldigung anstatt zähneknirschend wie beim Holocaust – etwas von ihren Überschüssen für die Entschädigung der Opfer aufwenden würden. Doch die Banken würden mit diesem Schritt einen Teil ihrer Schuld mit eingestehen, und wahrscheinlich fällt gerade dieses öffentliche Zugeben eines Fehlverhaltens am schwersten. Es fehlt ja nicht an Mahnungen durch Menschenrechts-AktivistInnen verschiedener Prägung, die den Finger auf die wunden Punkte legen und die gerichtlichen Klagen aus den Reihen der Opfer unterstützen – ganz abgesehen von den rechtlichen Aspekten. Ich meine, es wäre eine Befreiung für die Banken, ihr Fehlverhalten einzugestehen und durch eine materielle Geste einen kleinen Teil des Fehlers wieder gutzumachen.

Leni Altwegg, 1924, pensionierte Pfarrerin mit 30jährigem freiwilligem Einsatz für die Abschaffung der Apartheid in Südafrika und immer noch mit deren Folgen beschäftigt.

Literatur

Konferenz-Dokumentation: Womanoeuvres – Feministische Debatten zu Frieden und Sicherheit, cfd-Dossier 2003, ca. 50 Seiten, Fr. 12.- Das neue cfd-Dossier nimmt an der internationalen FrauenFriedensKonferenz «womanoeuvres» diskutierte Fragen zu «Friedenstruppen» und ziviler Konfliktbearbeitung, Militarisierung und Männlichkeit, Gewalt sowie Grenzen auf, bündelt die dargelegten Analysen und Thesen und reflektiert sie kritisch. Es stellt Ansätze und Strategien feministischer Friedenspolitik vor und fragt nach neuen Möglichkeiten feministisch-friedenspolitischer Einflussnahme. Links und Adressen runden das Heft ab.
Bestelladresse: cfd, Postfach, 3001 Bern; Tel. 031 300 50 60 oder info@cfd-ch.org.

«Vermessen! Globale Visionen – konkrete Schritte»
In Kooperation mit der AG Feminismus & Kirchen und herausgegeben von Andrea Eickmeier und Jutta Flatters gratuliert die Zeitschrift Schlangenbrut mit ihrer dritten Sonderausgabe der Theologin Elisabeth Schüssler Fiorenza zum 65. Geburtstag. Die «Wegmarken durch den feministischen Alltag» sind ein Arbeitsbuch für alle, die die kritisch-feministische Befreiungstheologie und die Kyriarchatsanalyse von Elisabeth Schüssler Fiorenza kennen lernen und damit praktisch und politisch arbeiten wollen. Die Beiträge spiegeln zudem den Diskurs aus zehn Jahren feministischer Theologie aus Deutschland.
80 Seiten, Euro 9,20. Bestelladresse: Schlangenbrut e.V. Postfach 7467, 48040 Münster, info@schlangenbrut.de

Feminismus, Gender, Geschlecht, Widerspruch, Heft 44, 2. Auflage, 228 Seiten, Fr. 25.–, Euro 16.–, im Buchhandel oder bei: Widerspruch, Postfach, 8026 Zürich, Tel/Fax 0041 (0)1 273 03 02, vertrieb@widerspruch.ch
Geschlechterpolitik im Neoliberalismus: Gender Mainstreaming und Gleichstellung; Finanzpolitik und Gender Budget; Frauenrechte und Vereinte Nationen; Feministische Gewerkschaftspolitik, Lohnungleichheit, Sozialversicherung; Frauenhandel und Freier-Markt. Diskussion unter anderem zur Frage: Frauen- oder Geschlechterforschung.

Kunststück Familie. Mütter und Väter in Zürich – Fakten, Zahlen, Porträts. Mit Texten von Doris Baumgartner, Elisabeth Joris, Gabriela Bonin, Beat Grossrieder, herausgegeben vom Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich, 168 Seiten mit Grafiken, Tabellen und Fotos, Limmat Verlag 2003, Fr. 32.–

Dorothee Sölle, Gottes starke Töchter. Grosse Frauen der Bibel, Schwabenverlag, Ostfildern 2003, 160 S.
In dem nach ihrem Tod erschienenen Buch beschreibt sie Frauen der Bibel mit dem Blick auf das Heute und die aktuelle Botschaft. Mit Darstellungen aus der Kunst bebildert.

Magda Motté, Esthers Tränen, Judiths Tapferkeit. Biblische Frauen in der Literatur des 20. Jahrhunderts, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2003, 343 S., Geb. Euro 29.90
In diesem Buch wird die Rolle biblischer Frauen in der Literatur des 20. Jahrhunderts gründlich aufgearbeitet. Es ist Nachschlagewerk und Interpretationshilfe für literarisch Interessierte und für alle, die sich mit der Bibel beschäftigen.

Gunhild Buse, «... als hätte ich ein Schatzkästlein verloren» Hysterektomie – Gebärmutterentfernung – aus der Perspektive einer feministisch-theologischen Medizinethik, Reihe Studien der Moraltheologie Bd. 23, LIT-Verlag, München 2003, 664 S., Euro 39.90.

Christiane Kohler-Weiss, Schutz der Menschwerdung. Schwangerschaft und Schwangerschaftskonflikt als Themen evangelischer Ethik, Öffentliche Theologie Bd. 17, 428 S., Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2003.

Matthias Mettner und Regula Schmitt-Mannhart (Hg.), Wie ich sterben will. Autonomie, Abhängigkeit und Selbstverantwortung am Lebensende, Band 3 der Reihe «paz im NZN Buchverlag», Zürich 2003, 380 Seiten.

Forum

Berichte

1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005 – eine verrückte Idee!?

Im Jahr 2005 sollen weltweit 1000 Frauen den Friedensnobelpreis für ihre unermüdliche Friedensarbeit erhalten. Mutige Friedensfrauen und ihre Friedensbemühungen sollen dadurch weltweit sichtbar gemacht werden.
Seit vielen Jahren besuche ich als Mitglied der Schweizer Delegation beim Europarat Krisen- und Kriegsländer: Aserbeijan und Armenien, Bosnien/Herzegowina und Kosova, Serbien, Georgien und Tchetchenien ...
Überall treffe ich Frauen, die ohne Aufhebens Aufbau- und Friedensarbeit leisten. Sie beschaffen unter oft schwierigsten Umständen Medikamente, suchen nach Vermissten und begraben unter Lebensgefahr die Toten. Sie kämpfen um Nahrung für die Hungernden und um bessere Unterkünfte für die Flüchtlinge. Sie erteilen verwaisten Kindern Unterricht, um sie von den grausamen Kriegserlebnissen abzulenken. Sie ermutigen Mütter, die Leiden ihrer kriegsversehrten Kinder immer wieder zu denunzieren. Sie verurteilen unerbittlich Folter, Mord und Verschleppungen und dokumentieren mit geheimen Fotos die Gräueltaten der Kriegsparteien. Sie gehen auf die Strasse und halten gegen den Willen der Behörden auf öffentlichen Plätzen Mahnwachen. Es sind die Frauen, die Opfer der Kriege sind, es sind Frauen, die ihre Toten beweinen und mit Nachdruck zum friedlichen Aufbruch drängen: Mutig, zielstrebig und ohne Rücksicht auf die eigene Person versuchen sie eine neue Friedenskultur zu schaffen.

Der Friedensnobelpreis gehört den Frauen

Der Kontakt mit diesen Frauen und die Einsicht, dass ihre Arbeit kaum Spuren hinterlässt, liess mich nicht mehr los. Ich wusste, dass diese konkrete und beeindruckende Friedensarbeit von Frauen in Kriegs- und Krisengebieten endlich sichtbar gemacht werden muss. Es

geht nicht an, dass in der offiziellen Konfliktbearbeitung und bei Friedensgesprächen noch immer weit mehr warlords denn peacequeens an den Verhandlungstischen sitzen und allein über Kriegsnachsorge, Präventionsstrategien und Demokratisierungsprozesse entscheiden. Das kostbare Wissen, die Kompetenzen und Erfahrungen der Frauen dürfen nicht weiterhin ausgegrenzt werden. Damit nahm die Idee der «1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005» langsam Form an.

Das Ungleichgewicht spiegelt sich übrigens auch in der Vergabe des prestigeträchtigen Friedensnobelpreises wieder. Seit seiner Gründung 1901 wurde der Preis 80-mal an Staatsmänner, 20-mal an Organisationen und nur 11-mal an Frauen vergeben.

Sichtbarmachen und wissenschaftlich erforschen

Das Kernstück des Projektes ist die Dokumentation, denn wer den Friedensnobelpreis erhält, entscheiden andere. Wir wollen jedoch, dass die Friedensfrauen, ihre Arbeit und ihre verschiedenen Wege zum Frieden sichtbar gemacht werden. Filmemacherinnen, Journalistinnen, Schriftstellerinnen und Fotografinnen aus den jeweiligen Regionen werden daher die ausgewählten Frauen portraitieren, ihre Geschichten um Erfolg und Misserfolg aufschreiben und Bilder über ihre Arbeit schaffen. Die Dokumentation soll weltweit zeigen, was Friedensfrauen leisten.

Wissenschafterinnen wollen gleichzeitig Forschungsarbeit leisten und die unterschiedlichen Friedenswege, -instrumente und -erfahrungen der Frauen wissenschaftlich begleiten. Damit tragen sie dazu bei, dass die Erkenntnisse der Konfliktbewältigung in verschiedenen Weltregionen in staatliche und zivilgesellschaftliche Friedensprojekte einfliessen.

Die Vision verwirklichen

Viele Menschen ermutigten mich, das anspruchsvolle Projekt zu lancieren.

Im März 2003 sind wir – eine Handvoll engagierter Frauen – mit dem Projekt gestartet. Wir gründeten einen Verein und bemühten uns um eine Startfinanzierung, die wir vom Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten erhielten. Für die Projektkoordination wurde eine Geschäftsstelle gegründet. Die beiden Projektmanagerinnen Maren Haartje, Fachfrau für Gender- und Friedensforschung, und Rebecca Vermot, Politologin und Journalistin, begannen weltweit mit der Suche nach geeigneten Koordinatorinnen. Heute arbeiten wir mit 17 Frauen zusammen, die alle bereits seit Jahren Friedensarbeit leisten und über weit verzweigte Netze von Friedensorganisationen verfügen.

Im Koordinatorinnen-Treffen Ende August in Bern, einigten wir uns auf eine gemeinsame Friedensdefinition, die den Schutz vor Diskriminierung und Gewalt, Recht auf Bildung, politische Partizipation, medizinische Versorgung, Familienplanung, Besitzregelung, freier Zugang zu Ressourcen und Rechtsstaatlichkeit beinhalten soll. Nur so können wir der vielfältigen Friedensarbeit von Frauen aller Bevölkerungsschichten – von der Ministerin über die Professorin bis zur landlosen Frau gerecht werden.

Gleichzeitig erarbeiteten wir massgebliche Kriterien, für die Auswahl der Frauen. Auch Negativkriterien wurden definiert, denn wir wollen weder korrupte noch betrügerische Frauen nominieren.

Für die geographische Verteilung der Friedensfrauen nehmen wir die Angaben des globalen Konfliktbarometers zu Hilfe. Letztes Jahr wurden 173 Konflikte registriert, von denen 42 gewaltsam ausgetragen wurden. 131 Konflikte dagegen wurden gewaltfrei gelöst. Wir konzentrieren uns jedoch nicht nur auf Krisenregionen, sondern auch auf Frauen, die sich ausserhalb von Konfliktgebieten für eine friedliche Zukunft einsetzen. Jedes Land soll eine Friedensfrau ernennen können.

Die Koordinatorinnen haben, zurück in ihren Länder, gleich begonnen mit ihren Netzwerken zu arbeiten, zu informieren und zu organisieren. Sie halten Treffen ab und finden Friedensfrauen, die mögliche Kandidatinnen sind. Die Zeit ist knapp – bewusst knapp – denn das Projekt soll nicht Jahre dauern – es soll vor allem ausstrahlen.

Finanzen – ein knappes Gut

Das Projekt ist nur machbar, wenn wir auch die nötigen Finanzen zusammentragen können. Wir wenden uns an Stiftungen, Banken, einfache Leute und vermögende Personen, hoffend, dass der Funke springt. Wir haben zudem eine **«Friedensaktie» zu 1000 Franken** lanciert, die wir anbieten und die auch organisations- oder gruppenweise gekauft werden kann. Nur wenn wir die notwendigen Finanzen zusammenbringen können, gelingt unser Projekt – Friede ist eben nicht gratis zu haben!

Ruth-Gaby Vermot,
Präsidentin 1000 Frauen
National- und Europarätin

Berner Kantonalbank, Tausend Frauen: PC 30-106-9. Infos: www.1000peacewomen.org. Adresse: 1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005, c/o swisspeace, Sonnenbergstrasse 17, Postfach, 3000 Bern 7.

Öffentliche Bibliothek für Gender Studies in Basel eröffnet

Am 11. Dezember 2003 fanden sich über 100 Leute im Hörsaal der alten Universität Basel zur feierlichen Eröffnung der Bibliothek für Gender Studies ein. Den öffentlichen Festvortrag hielt die renommierte feministische Theologin Elisabeth Schüssler Fiorenza (Harvard/USA), die im Wintersemester eine Gastprofessur an der Theologischen Fakultät der Universität Basel innehatte, zum Thema «Feministische Theologie zwischen Moderne und Postmoderne». Sie betonte in der Einleitung ihres Vortrags das Pionierhafte der neu eröffneten Bibliothek. Diese ist nämlich das Produkt einer Zusammenarbeit des Zentrums Gender Studies der Universität Basel und der Helen Straumann-Stiftung für Feministische Theologie und vereinigt Literatur zur Geschlechterforschung und zur Feministischen Theologie. Eine solche Zusammenarbeit sei international aussergewöhnlich und bahnbrechend, wie Schüssler Fiorenza betonte. Feministische Theologie sei oft noch zu sehr kirchlich konfessionell orientiert, und Gender-/Frauen- oder feministische Forschung berücksichtige als Kind der Aufklärung feministische Religions- und Theologiewissenschaft nur selten, obwohl Religion immer noch eine grosse Rolle im persönlichen und gesellschaftlichen Leben vieler Menschen spielt. Mit ihren Überlegungen zu «Feministischer Theologie und Theorie zwischen Moderne und Postmoderne» wollte die Festrednerin einen Denkbeitrag zu einer solchen wegweisenden und theoretisch fruchtbaren intellektuellen Zusammenarbeit, wie sie durch die Gender Bibliothek intendiert wird, anbieten.

Die grosse Bedeutung der öffentlichen Bibliothek für Gender Studies, deren Eröffnung einen Tag nach den für Frauen mehr als enttäuschenden Bundesratswahlen vom 10. Dezember gefeiert wurde, betonten auch die Vertreter der Universität. In einer Zeit, da allenthalben gespart werden muss, ist die Finanzierung einer Gender Bibliothek ein Zeichen gegen den Strom und ein positives Signal für die universitäre Förderung von feministischer und Gender Forschung in Basel. Denn die finanziellen Mittel für den Aufbau der Bibliothek kommen von der Universität Basel und der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft (FAG). Die Bestände zur Feministischen Theologie werden von der Helen Straumann-Stiftung für Feministische Theologie eingebracht und umfassen die Nachlässe von Pionierinnen der Feministischen Theologie, die für die Öffentlichkeit erschlossen werden.

Wer sich für Geschlechterforschung, feministische Theorie und feministische Theologie interessiert, wird an der Bernoullistrasse 28, im ersten Stock, fündig. Hier befinden sich in fünf Räumen Bücher zur Geschlechterforschung und feministischer Theologie. Da es sich um eine Präsenzbibliothek handelt, können die Bücher allerdings höchstens über Nacht oder übers Wochenende ausgeliehen werden. Es stehen jedoch Arbeitsplätze für Lektüre und Recherchen zur

Verfügung. Zudem berät und betreut eine Fachperson die BesucherInnen, die sich auch online – mittels aleph-Katalogsystem des IDS Basel/Bern – über die Bestände informieren können.
Geöffnet ist die öffentliche Bibliothek für Gender Studies jeweils Montags, Dienstags und Donnerstags von 10 bis 17 Uhr; Mittwochs von 9 bis 12 Uhr und von 14 bis 18 Uhr. Infos unter: www.genderstudies.unibas.ch sowie www.feministische-theologie.de

Doris Strahm

«In der ekklesia der Frauen …» – Eine Tagung zum 65. Geburtstag von E. Schüssler Fiorenza

Mit der Ermunterung «Den Tanz der Weisheit weiter und weiter tanzen» lud die «AG Feminismus und Kirchen» zu ihrer Herbsttagung nach Bensberg bei Köln ein, um den 65. Geburtstag von Prof. Dr. Elisabeth Schüssler Fiorenza zu feiern. Ausgehend von den persönlich-politischen Leseerfahrungen der Teilnehmerinnen vergegenwärtigten sich diese zunächst in Schreibgesprächen die individuelle Bedeutung zentraler Begriffe der Theologie Elisabeth Schüssler Fiorenzas. Schlüsselwörter wie «Brot statt Stein» «Tanz der Hermeneutik» «Kyriachatsanalyse» wurden in ihrer persönlich erfahrenen Bedeutung greifbar und in den jeweils unterschiedlichen Gewichtungen deutlich.
So äusserten einige Teilnehmerinnen, dass für sie die Kyriarchatsanalyse theoretisch näher mit der Vision und Lebendigkeit der Ekklesia der Frauen zusammen zu denken ist und damit das Ereignis von Ekklesia stärker in den Vordergrund gerückt werden sollte. Als eine zentrale Herausforderung wurde die immer neue Aufgabe «das Schweigen zu brechen, sichtbar zu machen» und Frauen «ins Wort zu hören» (N. Morton) gesehen. Im Hinblick auf den Tanz der Hermeneutik wurde die Produktivität der Offenheit hervorgehoben und der Wunsch geäussert, es möge mehr Durchführungen an konkreten Texten geben. Gleichzeitig wurde problematisiert, dass die Hermeneutik des Verdachts einerseits aktuell als hilfreiches Analyseinstrument erfahren wird, andererseits deren Relevanz manchmal schwer kommunizierbar ist.
Angestossen durch die Lektüre eines aktuellen – noch unveröffentlichten – Textes von E. Schüssler Fiorenza wurde die Auseinandersetzung mit den italienischen Differenzdenkerinnen und das Verständnis der Begriffe Gleichheit, Differenz, Moderne und Postmoderne im Kontext feministischer Theologie ebenso diskutiert, wie die Frage nach der Aktualität feministisch-befreiungstheologischer Visionen und feministisch wirksamer Strategien in der Öffentlichkeit …
Neben den vielen Gesprächen und Gedanken gab es auch ein «handfestes» Geburtstagsgeschenk zum Auspacken für Elisabeth Schüssler Fiorenza: eine Jubiläums-Sonderausgabe der Schlangenbrut. Die AG Feminismus und Kirchen konnte den von A. Eickmeier und J. Flatters herausgegebenen, druckfrischen Band «Vermessen! Globale Visionen – konkrete Schritte» überreichen, deren Beiträge vor dem Rahmen E. Schüssler Fiorenzas kritischer Befreiungstheologie den Bogen von theoretischer Analyse zu feministischer Praxis schlagen.
Auf dem (be)rauschenden Fest am Abend fügten sich Essen, Trinken, das Verlesen «heiliger Schriften», Gesang, Tanz und Gespräch, mit den «Erarbeitungen» des Tages zu einem Ganzen zusammen. So war diese Tagung – wie Elisabeth Schüssler Fiorenza meinte – selbst ein Beitrag dazu, die Vision und Realität der «Ekklesia der Frauen» aktuell erfahrbar und bewusst zu machen.

Maria Elisabeth Wischer

Definitive Gründung TERRE DES FEMMES Schweiz mit Geschäftsstelle

Am Dienstag 25. November, dem internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen, hat sich TERRE DES FEMMES Schweiz offiziell als Verein gegründet. Der Hauptsitz mit Geschäftsstelle ist in Bern. Der internationale Hauptsitz ist die Bundesgeschäftsstelle in Tübingen, Deutschland. Mit dem bereits bestehenden Verein TERRE DES FEMMES in Biel und mit Deutschland geht es jetzt an die gemeinsame Feinabstimmung.
Als Vorstandsfrauen für 2004 stellten sich zwei Projektfrauen der ersten Stunde zur Verfügung: Silvia Sommer aus Bern und Gaby Berchtold aus Niederbipp. Seit einigen Monaten ist auch die dritte Vorstandsfrau, Nani Moras aus Bern, bereits im Projekt aktiv. Alle Vorstandsfrauen bringen Fachkompetenz und Erfahrung in der Frauen- und Menschenrechtsarbeit mit. Die Geschäftsführung übernimmt Regina Probst, bisherige Projektleiterin.
TERRE DES FEMMES führt Kampagnen zu internationalen und nationalen Frauenrechtsthemen und macht Bewusstseinsarbeit, u.a. zu Genitaler Verstümmelung an Mädchen, Verbrechen an Frauen im Namen der familiären Ehre, Frauenhandel, … aber auch beispielsweise zum wieder erstarkten Sexismus in den westlichen Industrieländern, als Folge des «Backlashs» seit den 80er Jahren. TERRE DES FEMMES kann auch wie ein Hilfswerk ausgewählte Frauen-Selbsthilfeprojekte unterstützen, vorzugsweise in unterprivilegierten Ländern. Zurzeit sind dies neun Projekte.
Überraschend waren an der Gründungsversammlung 1/5 der Anwesenden Männer. Dass die alarmierenden Zahlen und Fakten zu weltweiter Frauendiskriminierung und Gewalt an Frauen zunehmend auch informierte Männer schockieren und diese sich engagieren möchten, wird sehr begrüsst! Es war aber klar, dass die Zeit noch nicht reif ist, Männern bei TERRE DES FEMMES das Stimmrecht zu geben, trotz Diskussion und des anfänglichen Vorwurfs «männerfeindlich» zu agieren.
TERRE DES FEMMES Schweiz,
Bollwerk 39, 3011 Bern,
Tel 031 311 38 79, Fax 031 311 38 82,
TERRE.DES.FEMMES@swissonline.ch, www.terre-des-femmes.ch,
Postkonto 30-38394-5

Hinweise

Marga Bührig-Förderpreis

Die nächste Preisverleihung findet am Freitag, 23. April, 18.00 Uhr im Stadthaus Basel statt. Die Preisträgerin wird später bekannt gegeben.

Das Recht der Weiber – Stadtrundgang in Zürich

Donnerstag, 15. April, 14.30 – 17.30 Uhr, Rathausbrücke.
Information und Anmeldung bis 1. April beim Katholischen Frauenbund Zürich, Beckenhofstr. 16, Postfach, 8035 Zürich: kath.frauenbund.zh@bluewin.ch

Frühlingsreise in die Toscana

zu den Skulpturengärten in Bomarzo und Bagnaia, zum Tarotgarten von Niki de Saint Phalle, zum Giardino Daniel Spoerri und anderen Sehenswürdigkeiten.
Mittwoch, 5. Mai – Dienstag, 11. Mai 2004
Ein Angebot der Oekumenischen Frauenbewegung Zürich. Leitung: Susanne Kramer-Friedrich und Simone Staehelin. Preis: ca. Fr. 1'450.–. Schnuppertag: Samstag, 21. Feb. 10.15 – 16.15 Uhr, Hirschengraben 7, Zürich. Anmeldung für den Schnupptertag / Detailprogramm der Reise ab sofort an: Susanne Kramer-Friedrich, Huttenstr. 60, CH-8006 Zürich, Tel. 01 251 05 70, s.kramer-friedrich@bluewin.ch

IG-Mitgliedsversammlung und Weiterbildung am 15. März 2004 im Missionshaus Basel

9.00 – 12.00 Uhr: VV der IG Feministische Theologinnen.
14.00 – 16.00 Uhr: Vortrag von Heike Walz zum Thema «Und sie fanden keine Herberge … Ekklesiologie und Gender», mit anschliessender Diskussion. Zum Vortrag sind auch Nicht-Mitgliedsfrauen eingeladen.
Infos unter: Tel. 061 821 23 07, claramoser@bluewin.ch

Impressum

Herausgeber:
Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:
Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonego Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und Redaktionsadresse:
Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:
Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:
Gegen-Druck GmbH, Luzern

Abonnement:
Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

AZB 9247 Henau

Inhaltsverzeichnis

Editorial (Susanne Schneeberger Geisler)	2
Scham – Die Geschichte eines Gefühls (Silvia Strahm Bernet)	3
Scham-lose Gesellschaft? (Doris Strahm)	5
«… die Scham ist erfinderisch» – Vom lähmenden Panzer zum schützenden Mantel (Maja Wicki-Vogt)	6
würde und achtung statt demütigung (tula roy)	10
Schamlose Reiche – verschämte Arme? (Elisa Streuli)	12
Der schamhafte Gott (Gerburgis Feld)	14
Südafrika: Täter – Opfer – Profiteure (Leni Altwegg)	16
Literatur	17
Forum	17

Bildnachweis

Die Bilder dieser Nummer stammen zum grössten Teil aus: Nackt. Die Ästhetik der Blösse, hg. von Wilhelm Hornbostel und Nils Jockel, Prestel Verlag, München 2002, so auch das Titelbild «Kletternde nackte Frauen», Fotografie (für das Titelbild der FKK-Zeitschrift Lachendes Leben), 1927. MKG: Grosse Frauen der Bibel in Bild und Text, mit Beiträgen von Herbert Haag, Joe H. Kirchberger, Dorothee Sölle, Herder Verlag, Freiburg 1993.

Hinweise

20 Jahre FAMA –
Stadtrundgang und Apéro am 26. Juni 2004 in Luzern

15.00: FAMA meets MADONNA. Jubiläumsstadtrundgang durch Luzern. Der Stadtrundgang wird speziell für das FAMA-Jubiläum konzipiert. Die Stationen verbinden die wichtigsten Fragen, Einsichten, Ansprüche und Hoffnungen der Feministischen Theologie mit unerwarteten Frauen- und Kirchenorten in Luzern. Abschluss mit Apéro.

Eingeladen sind Frauen und Männer. Kosten 30.– (reduziert 20.–) für Rundgang und Apéro.
Anmeldung bis 1. Juni 2004 bei FAMA-Administration (Adresse siehe nebenan).

Wir freuen uns, wenn Sie/Ihr mit uns 20 Jahre FAMA feiern!

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Auf das Jahr 2004 wurden die Abopreise für das Ausland angepasst auf Fr. 29.–/Euro 19.–.
Das Thema der nächsten Nummer: **20 Jahre FAMA**

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Leni Altwegg, Buchholzstrasse 62, 8053 Zürich
Gerburgis Feld, Antoniusstr. 32, D-33106 Paderborn
Tula Roy, Lehenstrasse 34, 8037 Zürich
Doris Strahm, Gotthelfstrasse 89, 4054 Basel
Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern
Elisa Streuli, Delsbergerallee 73, 4053 Basel
Maja Wicki-Vogt, Bellerivestr. 221, 8008 Zürich